[Heyne, Christ. Le[illegible]
[Lebrecht]

VV Rm.

3428

E. 7. 396

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-710259-p0002-0

Adelheid und Aimar

von

Anton Wall.

Zweyter Theil.

Altenburg,
bey Karl Heinrich Richter.
1800.

Das Fräulein hatte ruhig in den Armen des Schlafs gelegen, als der Ritter abgezogen war, und sie erwachte sehr spät, und sehr erquickt. Ihre erste Frage war nach Theresen, und Therese, die schon seit einiger Zeit auf das Erwachen ihrer Freundinn gewartet hatte, fiel ihr sogleich in die Arme.

„Aber, Kind, Du hast dennoch wieder geweint," — sagte das Fräulein — Deine Augen verrathen Dich. Hast Du mir denn noch nicht vollkommen verziehen?"

„Wollt Ihr heute wieder sagen: „Gute Nacht,“ sobald ich anfangen will zu sprechen?“

„Nein, Du sollst sprechen — ach, leider wünsche ich, daß Du sprichst.“

„Leider?“

„Aber ich verlange alles zu wissen. — Ich will Dirs im Voraus sagen, ich habe ihm beynahe schon vergeben.“

„Wem?“

„Ach, ihm.“

„Und was?“

„O, Du sollst mir eben sagen, was ich ihm zu vergeben habe. Ich setze ein unbegrenztes Zutrauen in Dich — und mir selbst ist alles noch wie ein Traum: ich kann mich ja geirrt haben.“

„Liebes Fräulein, weil ich fürchtete, Ihr möchtet heute wieder sprechen: „Gute Nacht!“ — so habe ich die ganze Rechnung, die Ihr mit ihm und mit mir abzuthun habt, hier schriftlich aufgesetzt. Seht Sie durch — ich denke, er und ich werden am Ende wohl noch

einige Küsse von Euch heraus bekommen. — Im Gartenhause auf dem Ruhebette trefft Ihr mich.“

Sie küßte das Fräulein, legte ihr eine Schrift aufs Bett, und hüpfte davon. Adelheid las begierig.

Die Schrift enthielt wirklich alles, was zu jener Rechnung gehörte, und besonders alle Worte, die in dem unglücklichen Gartenhause von Aimar und von Theresen gesprochen worden waren — so gut Therese dieselben selbst noch wußte.

Adelheid hatte die Schrift kaum durchgelesen, als sie aufsprang, sich geschwind ankleidete, und in den Garten eilte. — Therese saß wirklich auf dem gefährlichen Ruhebette; Adelheid stürzte eben so an demselben vor Theresen hin, wie vor zwey Tagen Aimar. Adelheid sprach durch Thränen, Therese antwortete durch Küsse; und man wußte eine lange Zeit keine andre Sprache zu sprechen.

Das Fräulein stand endlich auf, und setzte sich neben Theresen aufs Ruhebett. Man umfaßte sich, man schwor sich ewige Freundschaft,

und man machte den Bund, daß man nie wieder Geheimnisse vor einander haben wollte.

„Du liebst mich also noch, meine Therese?“ — fragte Adelheid am Ende.

„Habe ich denn einen Augenblick aufgehört, Euch zu lieben?“

„Nicht Euch! — nicht Euch! — Sprich: Ja, Adelheid, ich liebe Dich noch! — und so sprichst Du von nun an immer, oder Du liebst mich nicht.“

„Nun gut dann' — Ja, Adelheid, ich liebe Dich — ich liebe Dich unaussprechlich.“

In Theresens Schrift stand kein Wort davon, daß der Ritter die Burg verlassen hatte. Adelheid glaubte, ihn noch heute sehn, und ihm Abbitte thun zu können.

„Aber nun, Kind,“ — fing sie an — „wenn Du die Schutzheilige zweyer Liebenden seyn willst — so nimmst Du diese drey Küsse — — — und fliegst zu ihm, und kündigst ihm an, daß sein reuiges Mädchen nach Vergebung schmachtet. Die drey Küsse gibst Du ihm wieder, und willst Du ihm für Dich selbst andre drey Küsse geben, so will ich nicht eifer-

süchtig seyn. Aber nun rede ich nicht weiter mit mir, bis Du mir Antwort bringst."

„Und wenn Du ihm nun schreiben müßtest, liebe Adelheid?"

„Schreiben? — O ja, ich schäme mich dessen nicht. — Aber warum?"

„Wenn er nun schon auf dem Wege zum Ruhme, und zu ritterlichen Thaten wäre?"

„Wer?"

„Ein lieber Freund von uns beiden."

„Aimar?"

„Sähe ihm denn das nicht ähnlich?"

„Und ich habe ihn beleidigt, und er geht ohne Genugthuung fort?"

„Ja freilich, wenn Du zu seiner Schutzheiligen nichts sagst, als Gute Nacht!"

„Und er geht fort, ohne einen Gruß an mich zurück zu lassen?"

„Ach, ein klein wenig mag er Dich immer noch lieben: denn er war doch so gutherzig, und meinte, er würde mit jedem auf Tod und Leben kämpfen, der Dich ihm wider Deinen Willen entreißen wollte."

„Das hat er gesagt?"

„Vorgestern Abends, da er aus dem violetten Gemache zurück kam.“

„Von der Gräfinn? — von der Gräfinn?“

„Ja, er mußte doch wohl ins violette Gemach gehn, weil er ausdrücklich beschieden wurde. — Den Grafen ausgenommen, wußten wirs, wie gewöhnlich, alle in der ganzen Burg.“

„Und er hat Dirs auch erzählt?“

„O, behüte! er hat die Sache gar nicht erwähnt.“

„Meinst Du nicht, daß das schön ist?“

„Daß die Gräfinn ihn beschieden hat?“

„O, du wirst wieder muthwillig. — Aber blieb er lange?“

„Gerade sechs bis acht Stunden.“

„Da, Lügnerinn, hast Du ein paar Küsse für Deine Mühe.“

„Das ist Dein großes Glück, liebe Adelheid. — Er kam nach einer halben Viertelstunde zurück, und erklärte, daß er es nöthig fände, nach Castellane zu gehn. — Auf der besten Laune schien er übrigens nicht zu seyn.“

„O das glaub' ich, das glaub' ich.“

„Und seit wenn ist er fort?“

„Seit diesem Morgen: und mein Oheim Silvester ist mit ihm.“

„Und wenn ich nun an ihn schreibe?“

„So besorgt den Brief seine Schutzheilige.“

„Und sicher?“

„Durch ihren Oheim Silvester.“

„Aber wenn?“

„Heute Nachts gegen eilf Uhr.“

„Aber Du sagst ja, Silvester wäre mit ihm.“

„Weil die Schutzheilige des Ritters voraus sah, daß man heute hier viel drum geben würde, wenn man ihm sein Todesurtheil schriftlich schicken könnte, so befahl sie dem Ritter, diesen ganzen Tag im nahen Walde zuzubringen, und Nachts den Knappen an das geheime Pförtchen zu schicken, um das Todesurtheil in Empfang nehmen zu lassen.“

„O, liebe Schutzheilige, nimm Dich des Ritters auch ferner an. — Aber die Zeit vergeht. Komm, komm, wenn ich ihm alles

schreiben will, was ich ihm zu schreiben habe, so kommt die Nacht heran, ehe ich halb fertig bin."

Adelheid hatte Recht; denn sie fing an zu schreiben, sobald sie in ihr Gemach kam, und sie schrieb noch immer, als es schon finstre Nacht war. Allein sie hatte auch immer Einen langen Brief nach dem andern zerrissen, weil ihr keiner Genüge leistete, wenn sie ihn wieder durchlas. Sie rufte am Ende die Schutzheilige des Ritters zu Hülfe, und diese wußte augenblicklich Rath.

„Liebe Adelheid," — sagte sie — „es ist nicht genug, daß der Ritter daher gekommen ist, und uns beiden Mädchen Qual gemacht hat: wir müssen ihm auch ein wenig Qual machen."

„Nein, liebes Kind, um des Himmels willen nicht! — Ich habe mich ja an ihm vergangen."

„Höre mich nur erst an. — Da liegt Dir nun wieder die Haarlocke auf dem Papiere, und ich habe gesehn, daß sie Dir den ganzen Nachmittag im Wege gewesen ist; und wenn

Du künftig wieder an ihn schreiben wirst, so wird sie Dir wieder im Wege seyn. Ich dächte, um der Sache ein Ende zu machen — da hast Du ein Scherchen!"

„Meinst Du wirklich, liebe Therese? — Ich gestehe es, sie hat mich alle Augenblicke gestört."

„Ja, das habe ich eben gesehn, und drum will ich Dir aus der Noth helfen. Nicht wahr? Du konntest Dich gar nicht besinnen, warum Du sie von Zeit zu Zeit so sehnlich betrachtetest? — Hurtig, das Scherchen genommen, und Kopf ab! — So hat sie ihr Recht, und gibt noch obendrein einen Nutzen."

„Muthwille!"

„Ja so eine Locke und drey Zeilen darzu machen zusammen einen Brief von zehn Bogen. Man erspart eine Menge Dinte."

Das Scherchen wurde ergriffen, und die schöne Locke streckte sich geduldig auf das Papier hin. Dann wurde sie sehr sauber auf ein breites dunkelblaues seidnes Band festgenäht, und so einige Mahl in feines weißes Papier eingeschlagen.

„Und nun?“ — fragte Adelheid.

„Und nun schriebe ich einen Brief darzu, des kurzen Innhalts, ich hätte mich entschlossen, zur Büßung meiner Vergehungen gegen den liebenswürdigen Ritter von Andosse in ein Kloster zu gehn, ich schickte hier dem Herrn Ritter eine Probe von den Haarlocken, die ich mir bey der Einweihung abschneiden lassen würde, und ich bäthe ihn, sogleich nach Ansicht dieses Briefs zu meinem Vater, dem Herrn von Andosse, zu eilen, und ihm alles das zu erzählen.“

„Aha! die Schutzheilige möchte mich gern bey Seite schaffen, damit sie mit dem hübschen Ritter freyes Spiel hätte. — Nein, nein, mein Kind! Aber Dein listiger Einfall soll doch zu etwas dienen.“

Adelheid nahm sogleich ein frisches Blatt Papier, schrieb nur ein paar Zeilen drauf, faltete den kleinen Brief zusammen, machte um Brief und Haarlocke einen Umschlag, und siegelte das niedliche Päcktchen sorgfältig zu.

Therese hatte bis jetzt ruhig zugesehn, aber, als Adelheid die Feder eintauchte, um

die Aufschrift zu machen, griff sie geschwind zu, und nahm ihr das Päcktchen weg.

„Nein, liebes Kind, die Aufschrift fehlt noch," — sagte Adelheid.

„Die Aufschrift entwerfe ich, und Du schreibst sie von Wort zu Wort ab."

„O, Du hast gewiß Arges im Sinne. — Nein, liebes Mädchen, quälen wollen wir ihn nicht."

„Soll ich den Brief an meinen Oheim Silvester bestellen, oder nicht?"

„Nun meinetwegen!"

Therese setzte sich, und entwarf die Aufschrift.

„Auf Verordnung der Schutzheiligen des Ritters Aimar von Castellane," — lautete die Aufschrift — „und in Betracht, daß er nach Hauteroche gekommen ist, um zwey arme unschuldige Mädchen, die ihn gesund machten, gefährlich krank zu machen, befiehlt ihm seine Dame, so lieb ihm ihre Liebe und ihre Treue ist, diesen Brief nicht eher zu eröffnen, als bis er in Castellane angekommen ist."

„Adelheid von Andosse."

Adelheid mußte sich fügen, die ganze Aufschrift von Wort zu Wort auf den Brief zu schreiben; und als sie fertig war, flog Therese mit demselben davon, um an der geheimen Pforte ihren Oheim zu erwarten. Aber kaum war sie zur Thür hinaus, als Adelheid ihr plötzlich nachgesprungen kam, sie fest umschlang, und nicht eher nachließ zu bitten und zu flehen, als bis Therese einwilligte, sie mit an die geheime Pforte zu nehmen.

Therese tappte voraus; Adelheid hielt sich an sie an, und tappte ihr nach. Man schloß die geheime Pforte auf, und wartete. Man hielt schon wenigstens einige hundert Fragen bereit, die Silvester beantworten, und eben so viel Aufträge, die er ausrichten sollte. — Allein man hatte eine falsche Rechnung gemacht.

Silvester erschien zwar noch vor der Zeit, und man hörte ihn schon in der Tiefe klimmen. Lose Steine rollten auf dem gefährlichen Wege unter seinen Fußtritten davon. — Ja man konnte ihn in einem trüben Mondscheine bereits sehen. Er kam immer höher und höher. Therese hustete, er hustete wieder. Therese

rufte: „Oheim!“ — er antwortete: „Therese!“ — Aber man hatte sich nicht besonnen, daß seit der Eroberung von Avignon die oberste Felsenbank an der geheimen Pforte unzugänglich gemacht worden war. Silvester konnte plötzlich nicht weiter: er rufte herauf, der Weg wäre abgeschnitten.

„Halte mich nicht auf, Therese!“ — setzte er hinzu — „ich habe in dem Thale Pferde gehört, es ist unsicher. Wie stehts auf der Burg?“

„Alles gut, lieber Oheim!“ — rufte Therese hinab — „alles gut! — das Fräulein ist selbst bey mir.“

Adelheid, die sich noch nicht hatte sehen lassen, um Silvestern nicht durch die Erscheinung von zwey weißen Gestalten zu erschrecken, trat jetzt auch hervor.

„Alles gut, Silvester!“ — rufte sie hinab — „alles, alles gut! — Aber Du sollst einen Brief an ihn bestellen.“

„Werft ihn herab; ich will sehn, daß ich gerade unter Euch kommen kann.“

Silvester kletterte mit Lebensgefahr in

einem zweydeutigen Halbdunkel auf den Klippen hin. Adelheid nahm ihr schönes weißes Tuch vom Busen, beschwerte es mit einigen kleinen Steinen, und knüpfte den Brief hinein. Sie hielt sich mit der linken Hand an Theresen, sie schwang mit der rechten Hand einigemahl das Tuch, sie ließ es gehen, und es fiel glücklich dreyßig Ellen tief neben Silvesters Füßen nieder.

„Gott lohn' Euchs, Fräulein!" — rufte Silvester freudig — „Gott lohne Dirs Therese! — Lebt wohl! — Nun bleibe ich nicht länger."

„Silvester!" — rufte das Fräulein.

„Ja?" — sagte Silvester.

„Tausend Küsse von Adelheid!"

„Oheim!" — rufte Therese.

„Nun?" — sagte Silvester.

„Einen weniger von Theresen!"

„Wills ausrichten: gute Nacht!"

Die beiden Mädchen warteten noch so lange am Rande des Felsens, bis sie Silvestern nicht mehr schreiten, und keine Steine mehr' rollen hörten. Dann umarmten sie sich

freudig, dann tappten sie durch die geheime Pforte, und durch die finstern Gänge wieder zurück in Adelheids Gemach: und dann legte man sich noch eine Stunde lang haarklein aus, nicht allein, was der Ritter sagen, sondern auch, was er denken würde, wenn Silvester käme — und wenn er die Nachricht brächte, daß alles gut wäre — und wenn er erzählte, daß Adelheid selbst da gewesen wäre, und den Brief herabgeworfen hätte — und wenn er das schöne aufgeopferte Tuch mit dem Briefe übergäbe — und wenn er die vielen Küsse überbrächte — und wenn endlich auf der Aufschrift des Briefs stünde, daß der Brief erst in Castellane gelesen werden dürfte.

Unterdessen wurde während dieser ganzen Verhandlung unaufhörlich gezankt. Denn weil Adelheid gar nicht glauben wollte, daß die Freude des Ritters so gar groß seyn würde, als Therese sie schilderte: so hatte Therese beständig zu streiten. Doch da sie, anstatt von ihren Schilderungen etwas nachzulassen, dieselben vielmehr immer steigerte: so gab am Ende Adelheid nach, und der Zank endigte sich

mit einer feurigen Umarmung. Man schied von einander, man legte sich zu Bett, und man schlief so fest, daß man nicht einen Laut von dem hörte, was diese Nacht auf der Burg Hauteroche vorging.

Silvester war, als die beiden Mädchen sich zur Ruhe begaben, nicht tausend Schritte mehr von dem heimlichen Winkel entfernt, in welchem er sich den Tag über mit Aimarn versteckt gehalten hatte. Es war ein tiefer Kessel auf einer der höchsten Gegenden des Walds. Rund herum faßten ihn steile Felsen ein, deren Gipfel von hohen Tannen bekrönt waren. Nur das Kieselbett eines schmalen Bachs, der in dem Kessel seinen Ursprung nahm, machte den Eingang in denselben. — Die beiden Rosse hatten den ganzen Tag über frey und reichlich hier geweidet: Silvester hatte frölich dürres Holz zu einem Wachfeuer für die Nacht zusammengesucht; aber Aimar hatte, in sich selbst gekehrt, und ohne ein Wort zu sprechen, seine Zeit auf einem Bette von schönem Moose zugebracht, das ihm sein Freund unter einem überhängenden Felsen bereitet hatte,

Dennoch fand Silvester, als er in dem engen Bette des Bachs heraufkam, das Wachfeuer unterhalten.

„Alles gut!“ — schrie er sogleich jubelnd — „alles gut!“

Aimar war eben vor Mattigkeit eingeschlummert, und hörte die rufende Stimme nur wie im Traume. — Aber die Rosse nicht weit von ihm fingen an zu schnauben, und er wurde wach.

„Nun das ist gut, daß er schläft!“ — murmelte Silvester vor sich hin — „Wenn er aufwacht, hat er gleich einen hübschen Anblick.“

„Wer da?“ — schrie Aimar, und stand augenblicklich auf den Füßen.

„Herr, dasmahl ists der fröliche Bauer.“

„O, was bringst Du? was bringst Du?“

„Bleibt nur dort, bleibt nur: ich bin gleich da.“

Aimar hielt ihn schon mit beiden Armen umschlungen.

„Herr, drückt mich nicht so; ich habe schwer.“

„Du hast schwer?“

„Ey, Herr, vom Doctor habe ich das volle Tausend, und von der Therese habe ich nur einen einzigen weniger.“

„Und was denn? — und hast Du denn mit allen beiden gesprochen?“

„Und ich bringe auch Steine.“

„Aber wozu denn Steine? wer hat denn Steine haben wollen?“

Nu, wenn Ihr sie nicht behalten wollt, so gebt mir sie. — Und ich muß auch Nadeln mitbringen. Denn ich habe mich tüchtig in die Finger gestochen.“

„Wenn denn? wo denn?“

„Ih, da ich das schöne weiße Halstuch so geschwind aufhob.“

„Was denn für ein weißes Halstuch?“

„Ja, das mögt Ihr immer heilig halten. Denn der Doctor gabs in der Angst vom Herzen weg.“

„In der Angst? — so mache mich doch nicht ungeduldig!“

„Nu, da der Doctor das Briefchen Einmahl geschrieben hatte, so konnte ers doch nicht wieder mitnehmen.“

„Einen Brief hast Du, lieber guter Silvester? einen Brief — o, so gib her, gib her.“

„Nein, Herr, das geht nicht sogleich. Denn ich habe die Steine wohl zehnmahl eingepackt.“

„Wer fragt denn nach den Steinen?“

„Die Steine waren die Hauptsache. Kommt nur erst ans Feuer.“

„Nun so komm! komm!“

„Aber seht einmahl, das Feuer geht wahrhaftig ab. Erst muß ich frisch auflegen. Denn zum Auspacken muß ich sehn.“

Silvester legte Holz auf: Aimar half selbst mit.

„Aber nun, Herr Ritter, setze ich mich nicht eher her, als bis Ihr hier unter freyem Himmel der Wahrheit die Ehre anthut, und erkennt und bekennt, daß Ihr allezeit und allewege mein Lebendiger seyd.“

„Ja, lieber Silvester, ja,“ — sagte Aimar, und umarmte Silvestern — „das

bekenne ich von ganzem Herzen — aber nun sterbe ich vor Ungeduld."

„Ja wenn Ihr sterben wollt, so brauche ich gar nicht auszupacken."

„Nein, nein, ich sterbe nicht."

„Nun, so wollen wir das Werk anfangen."

Silvester setzte sich auf die Erde: der Ritter mußte sich neben ihn setzen. Silvester nahm langsam seine große lederne Tasche ab, stellte sie vor sich hin, und zog gemächlich ein großes Bündel hervor. — Mutter Marthe hatte ihm ein Dutzend Halstücher auf die Reise mitgegeben; und diese waren beym Einpacken des Heiligthums sämmtlich draufgegangen. — Silvester knüpfte bedächtig Knoten für Knoten auf, und, so oft eine Hülle fiel, verschlang Aimar mit den Augen, was zum Vorscheine kam.

„Kommts nun?" — fragte Aimar alle Augenblicke.

„Nein es kommt noch nicht," — antwortete allemahl Silvester.

Endlich hob Silvester ehrerbietig das Heiligthum aus der letzten Hülle hervor: Aimar

ergriff begierig das schöne weiße Tuch, preßte es fest an den Mund, und stach sich in die Lippe.

„O wahrhaftig," — schrie er freudig — „es sind noch Nadeln drinn."

„Gelt, Herr Ritter, ich bringe allerley? — Und das muß man dem Doctor zur Ehre nachsagen, stumpf sind seine Nadeln nicht."

Silvester mußte geschwind etwas auf die Erde breiten, damit während des Aufknüpfens kein Nädelchen verlohren ginge. Aimar knüpfte auf, fand den Brief, drückte ihn ans Herz, drückte ihn an den Mund, und wollte ihn eben ohne Umstände erbrechen, als er die lange Aufschrift erblickte.

„Nun, Herr Ritter," — fing Silvester an, und stand auf — „nun habe ich meine Sache ausgerichtet, und Ihr habt zu lesen. Gute Nacht! nun erzähle ich Euch heute kein Wort weiter. Ich will ein Bißchen schlafen."

Silvester legte sich, und schlief; und der Ritter las. Er konnte mit der Aufschrift gar nicht zu Ende kommen. Er wußte sie schon lange auswendig, als er immer wieder las, wie

denn die Worte eigentlich lauteten. — So viel erhellte am Ende, daß er den Brief versiegelt bis nach Castellane nehmen müßte — und daß er auch nicht eher erfahren würde, was man hineingeschrieben hätte.

Das war freilich ärgerlich. — Und wenn man nur noch wenigstens erforschen konnte, was in das Briefchen hineingepackt war! — Allein man mochte den Brief befühlen, wie man wollte — man mochte ihn gegen den Schein des Feuers halten — man mochte ihn ans Ohr legen, und ihn behorchen — es war schlechterdings nichts zu errathen. — So viel war zwar gewiß — der Ritter war zu Gnaden angenommen, und die Dame und die Schutzheilige lebten mit einander in Friede und Eintracht — ja, richtig! und hatten sich aus lauter Friede und Eintracht mit einander verschworen, den Ritter ein wenig zu martern. — Das blieb ausgemacht: den Mädchen war das Martern angebohren. Sie marterten, wenn man sie sah, sie marterten, wenn man sie nicht sah — sie marterten, wenn sie sich zankten; sie marterten, wenn sie sich versöhnten.

Aber diese Lästerungen und noch einige darzu waren nicht lange ausgesprochen, als man sie dem lieblichen kleinen Briefe, und dem feinen weißen Tuche unter vielen Küssen schon wieder demüthig abbath, und reuig den unverbrüchlichsten Gehorsam gelobte. Die Dame und die Schutzheilige hatten über den Ritter zu befehlen, ihre Befehle waren Gnadenbezeigungen; und es war Schuldigkeit, ihre schönen Hände zu küssen, selbst wenn sie ihm kleine Büßungen auflegten.

Man untersuchte nunmehr mit der größten Genauigkeit das weiße Tuch: man fand wirklich drey Nadeln drinn. Man nahm die Nadeln, und steckte sie ans Herz. — Das Tuch selbst war so blendend weiß, und so fein, und so weich — es hatte so etwas Liebes, so etwas Anschmiegendes — man hielt es bald an die rechte, und bald an die linke Wange, und es hatte wahrhaftig die geheime Kraft, die Wange, die es berührte, in wenig Augenblikken glühend heiß zu machen — und selbst den Augen, wenn man sie drauf ruhn ließ, eine angenehme Stärkung zu geben.

Das liebe Tuch wurde endlich ein paar Mahl gebrochen: dann wurde der Brief drauf gelegt, nachdem man noch einmahl von ihm Abschied genommen hatte: dann verschwand der Brief in dem Tuche, und endlich verschwand beides an des Ritters Busen.

Zuletzt wurden die kleinen Steine in den Teppich, auf welchem sie einstweilen geruht hatten, sauber eingebunden, und wieder dem Behältnisse anvertraut, in welchem Silvester die sämmtlichen Heiligthümer überbracht hatte. Sie mochten geleistet haben, welchen Dienst sie wollten, so mußten sie ehrerbietig aufbewahrt werden: aber der Ritter hatte auch den Dienst richtig errathen.

Er schnallte eben die rauche Reisetasche in tiefen Gedanken zu, als Silvester langsam daher geschritten kam.

„Nun, Herr Ritter, seyd Ihr fertig mit Lesen?“

„Hast Du denn schon ausgeschlafen?“

„Schon? — Da droben muß es heller Tag seyn. Verschlafen hab' ichs: seht nur da oben nach den höchsten Tannenwipfeln.“

„Nun desto besser! so können wir gleich aufsitzen. — Aber noch Eins, Silvester! diese Steine, die hier drinn sind....“

„Die mögt Ihr nicht haben? — So behalte ich sie.“

„Nein, nein, für die sorge ja. — Bekomme ich Castellane jemahls wieder, so habe ich mir schon ausgerechnet, wo sie im Tafelgemache rund um den großen Spiegel herum angebracht werden können. — Nicht wahr, Silvester, Du konntest nicht bis an das Pförtchen kommen?“

„Richtig!“

„Weil aus Vorsicht der Weg zerstört war!“

„Richtig!“

„Und sie mußte Dir den Brief zuwerfen?“

„Richtig!“

„Und sie rufte Dir tausend Grüsse an mich zu?“

„Nein, nicht richtig! Von tausend Grüssen habe ich kein Wort gehört.“

„Aber Du sagtest ja selbst, Du brächtest

tausend von Adelheid, und einen weniger von Theresen."

„Euer Wort in Ehren, Herr Ritter! Die Zahl trifft zu, aber was es war, wollte ich Euch nicht sagen, damit Ihr nicht zu sehr erschräckt."

„Nun, Du machst mir bange."

„Es waren Küsse, Herr Ritter! Küsse! Ich weiß es gewiß."

„Sattle, Silvester, sattle! — Hurtig! — wir müssen nach Castellane. — Ich spreche kein Wort mehr; sattle! sattle!"

Silvester sattelte, man verließ das schauerliche Nachtlager, und nach einer Stunde hatte man den Wald hinter sich. Aimar sprach nicht, und Silvester hatte seine guten Gedanken. Man kam endlich auf eine hohe Ebne, von der man sich weit umsehen konnte.

„Silvester!" — rufte der Ritter — „nach welcher Gegend liegt Castellane?"

Silvester zeigte ihm die Gegend.

„Wenn denkst Du wohl, daß wir eintreffen können?"

„Morgen Mittags, Herr, wenn wir so forttraben!“

„Nicht noch diese Nacht?“

„Nein, Herr Ritter, das geht nicht — und wenn die Gräfinn hinter uns wäre.“

„Wer?“

Silvester schwieg.

„Von der Gräfinn sprachst Du, Silvester?“

„Es fuhr mir so heraus; ich will aber nicht weiter von ihr reden. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Aber wenn Ihr denkt, Herr Ritter, ich wüßte nichts, so irrt Ihr Euch gewaltig.“

„Und was weißt Du denn?“

„Ich weiß weiter nichts, als was alle Menschen auf der ganzen Burg wissen, den einzigen guten Grafen ausgenommen.“

„Und was wissen denn alle Menschen?“

„Soll ichs sagen, Herr Ritter?“

„Nun was alle Menschen wissen, darf ich doch wohl auch wissen.“

„Das ganze Hofgesinde weiß, daß Ihr ins violette Gemach beschieden worden seyd —

und daß der Besuch nicht lange gedauert hat — und daß sie, da Ihr fort gewesen seyd, ihren schönsten Spiegel in tausend Stückchen zerschlagen hat — und daß Ihr von Stund an Euch besonnen habt, Ihr müßtet geschwind nach Castellane reisen."

„Nun, Silvester, wir wollen das alles dahin gestellt seyn lassen. — Aber jetzt fällt mir ein — weißt Du was? wir wollen einen langsamen Schritt reiten — da fällt mir eben wieder ein, Du wolltest mir einmahl eine lange Geschichte erzählen...."

„Richtig, Herr Ritter; ach, ich weiß es noch recht gut."

„Von Fräulein Adelheids gutem Herzen."

„Richtig, Herr Ritter! und wie sie das gute Herz an der Gräfinn bewiesen hat."

„Richtig, Silvester!"

„Und wie ich anfangen wollte, ging ich erst nach der Thür, ob alles sicher wäre."

„Richtig!"

„Und noch ehe ich an die Thür kam, ging die Thür auf, und die Gräfinn trat selbst herein.“

„Ganz richtig!“

„Und nach der Zeit, wenn ich wieder von der Gräfinn erzählen wollte, wolltet Ihr nichts hören, weil sie Eure Beschützerinn wäre.“

„Ja, ja, ich erinnere mich. Aber die Geschichte von Adelheids gutem Herzen möchte ich nun doch wissen.“

„Ja, die steht Euch zu Dienste. Ich habe sie von meinem Bruder, dem Castellan, und der hat sie von dem sämmtlichen Hofgesinde.“

„Nun, so laß hören.“

„Ja, seht Ihr, Herr Ritter, vor allen Dingen müßt Ihr wissen, daß die Gräfinn in ihren jungen Jahren mehr Liebhaber gehabt hat, als Sterne am Himmel sind, und sie soll auch wirklich das schönste Fräulein in einem Umkreise von hundert Meilen gewesen seyn. Nun, Herr, hats mit der Schönheit so sein Wesen: das weiß ich von meiner Mutter Marthe her. Die Sache dauert ein Weilchen, und wenn meine Mutter Marthe weiter nichts als

schön gewesen wäre, so hielt ich nun nicht mehr so viel Stücke auf sie, als ich wirklich halte. Aber sie hält auch wieder Stücke auf mich, und ich bin doch freilich auch nicht mehr, was ich gewesen bin. Und wenn wir uns mit einander zanken, so kommt der Zank gewiß daher, daß wir alle beide Unrecht behalten wollen. Drum sage ich auch beständig zu den jungen Burschen: Seht nur ja nicht allein auf ein hübsches Gesicht, sondern auch auf ein hübsches Gemüthe: denn das hübsche Gesicht hält nicht Farbe, es mag im Anfange so hübsch seyn, als es will, aber das hübsche Gemüthe — wie es Einmahl ist, so bleibts. — Und meiner Treun, Herr Ritter, ich habe einen weitläuftigen Vetter, der hat vor zehn Jahren ein Mädchen geheurathet, mit so einem garstigen Gesichte, daß man sich davor fürchtete, aber das Mädchen hatte ein hübsches Gemüthe, und nun leben sie seit den zehn Jahren so vergnügt mit einander, wie die Engel; und mein Vetter sagte, er hätte das garstige Gesicht den zehnten Tag gar nicht mehr gesehn, aber das hübsche Gemüthe machte ihm noch alle Tage die Erde zum Himmel-

reiche — und anstatt von Jahre zu Jahre hinfälliger zu werden, würde es nur von Jahre zu Jahre listiger, um ihm Freude zu machen. Freilich — — ja was wollte ich denn gleich sagen?"

„Fragtest Du etwas, Silvester?"

„Ich fragte, was ich eben hätte sagen wollen."

„Sprachst Du nicht von der Gräfinn?"

„Nein, ich habs! von Fräulein Adelheid und von der Therese wollte ich sprechen. Ich wollte nämlich sagen — freilich wo ein hübsches Gesicht und ein hübsches Gemüthe beysammen sind, wie bey der Adelheid und bey der Therese — denn, Herr Ritter, wenns gleich meine Nichte ist; aber was recht ist, lobt Gott — nicht wahr, die Therese darf sich auch unter den hübschen Mädchen sehen lassen? Und ein Herz hat sie, wie die Adelheid."

„Davon habe ich Beweise, lieber Silvester — Beweise, deren Andenken nur mit meinem Gedächtnisse zugleich erlöschen wird."

„Ja, das könnt Ihr glauben, Herr Ritter; die Therese weiß zum Exempel hundert

Geschichten von der Gräfinn haarklein, aber sie ist die einzige, die nicht davon spricht — und da muß es ihr gewiß ans Leben gehen, wenn sie die Gräfinn eine Furie heißen soll, wie vor drey Tagen, da Ihr von der Gräfinn zurück kamt, und Hals über Kopf nach Castellane wolltet. — Und was die Adelheid betrifft, nun wer sich von der Liebe und von der Sanftmuth keinen Begriff machen kann, der muß nur die Adelheid ein Bißchen kennen lernen, und alsdenn weiß er gewiß, was Liebe und Sanftmuth ist."

Aimar hielt plötzlich an, schlug seinen Troubadourmantel zurück, zog sein Schwert, und hob es hoch gen Himmel.

„Silvester, sey Du Zeuge gegen mich! — Wenn ich nicht mit jedem auf Tod und Leben kämpfe, der mir Adelheiden von Andosse wider ihren Willen entreißen will — wenn ich nicht mit jedem auf Tod und Leben kämpfe, der Theresen Olivier antasten will — wenn ich nicht mit jedem auf Tod und Leben kämpfe, der Silvester Olivier, und sein Weib, und seine Söhne, und seinen Bruder beschädigen will — so müsse mein Schwert vor meinen Füßen zer-

brochen, und mein Nahme zum Hohngelächter der Schildknappen gemacht werden! — — Und nun sprich das Amen, Silvester!"

„Nun ja, Amen! wenn es so seyn soll!" — sagte Silvester, dem schwere Thränen in den Bart herab rollten, und faltete beide Hände.

„Ich kann nicht so hoch reden, Herr Ritter," — fing er ein Weilchen drauf wieder an, und hob die rechte Hand hoch in die Höhe — „Gott versteht mich, Herr Ritter! — — Sprecht nun auch das Amen!"

„Amen! Amen!" — sagte der Ritter freudig; und beide drückten sich von ihren Rossen herüber mit thränenden Augen die Hand.

Man zog stillschweigend weiter, und beide waren in tiefen Betrachtungen versunken. Plötzlich flog ein Völkchen Rebhüner auf, und erweckte die Reisenden aus ihren Träumen.

„Aber, mein lieber Silvester," — fing Aimar an — „Du hast mir dennoch die Geschichte von Fräulein Adelheid noch nicht erzählt."

„Ach ja, Herr Ritter, es ist wahr: ich bin ganz davon abgekommen: aber Ihr seyd selbst Schuld dran. Nun was ich verspreche,

das halte ich. — Also, wartet einmahl! Ja, ich war bis auf die Gräfinn gekommen."

„Und daß diese in ihrer Jugend schön gewesen ist. — So weit erinnre ich mich."

„Nun, seht Ihr, Herr Ritter, ist die Gräfinn den jungen Mannspersonen damahls sehr gut gewesen, und ist ihnen auch noch sehr gut. Aber da kommt der kleine Unterschied darzu, daß damahls die jungen Mannspersonen ihr die guten Worte gegeben haben, und daß jetzt sie den jungen Mannspersonen die guten Worte gibt. Und so ist es ihr seit einem Mandel Jahren schon mit vielen jungen Rittern gegangen, und so geht es ihr auch jetzt mit dem Ritter von Andosse."

„Mit wem?"

„Ih nu, mit dem Bruder von Fräulein Adelheid."

„Aber mit welchem?"

„Sie hat nur einen einzigen Bruder."

„Also mit dem Ritter, der mir das Leben gerettet hat? — der mich auf dem Schlachtfelde aufgesucht hat? — der mich hat zu Dir tragen lassen?"

„Ja, ja, mit eben dem! Aber ich wußte damahls nicht, wer er war — und ich kennte ihn vielleicht heutiges Tages nicht, wenn er mir wieder begegnete, und nicht wieder so leichenblaß aussähe, als damahls.“

„Aber weiter! weiter!“

„Ja, seht Ihr, Herr, wenn der Ritter von Andosse nicht thäte, so wäre Fräulein Adelheid nicht zu Besuche bey der Gräfinn von Forcalquier, und die Gräfinn von Forcalquier hielte sich nicht auf der Burg Hauteroche auf, und Fräulein Adelheid hätte Euch nicht gesund gemacht, und Ihr hättet Fräulein Adelheid nicht krank gemacht, und wir wären nicht alleweile auf dem Wege nach Castellane.“

„Aber so fange nur endlich einmahl an zu erzählen, lieber Silvester.“

„Ey, Herr Ritter, ich erzähle ja in Einem fort, und Ihr verlangt, ich soll erst anfangen.“

„Nun gut, der Ritter von Andosse war also . . . .“

„Ja, den hatte sein Vater an den Hof des Königs von Arragonien geschickt, daß er da

was lernen sollte, und daß sie einen hübschen ordentlichen Ritter aus ihm machen sollten. Und das war auch geschehn, und zum Exempel heute kommt der Ritter zurück zu seinem Vater nach Andosse, und morgen reitet er mit ihm auf die Jagd, und kommt ab, und verirrt sich, und sieht endlich eine vornehme Dame in Ohnmacht auf der Erde liegen, die von ihrem durchgegangnen Zelter abgeworfen worden ist, der ihm kurz vorher schnaubend begegnet hat."

„Und das war die Gräfinn von Forcalquier!"

„Errathen, Herr Ritter! und ganz und gar errathen! — Das Gebieth von Forcalquier und das Gebieth von Andosse grenzen an einander, und die Gräfinn hatte seit langen Jahren die Gewohnheit, in ihrem Forste dann und wann mutterseelenallein einen Spazierritt zu machen — und der Zelter war vor einem aufspringenden Rehe scheu geworden."

„Nun gut! und der Ritter von Andosse?"

„Der steigt ab, kommt der Dame zu Hülfe, bringt sie zu sich, führt sein Roß an

der einen Hand, und die Dame, die sich durchaus nicht drauf setzen will, an der andern Hand, und führt sie so auf ihr Schloß."

„Und auf dem Schlosse?"

„Nein, Herr Ritter, halt einmahl! — Ehe wir aufs Schloß kommen, muß ich Euch erst sagen, daß der Ritter ein bildschöner Mensch seyn soll — roth und weiß, wie Milch und Blut — und aufgeschossen, wie eine Tanne — und alle die Leute, die der Graf von dort her mit nach Hauteroche genommen hat, sprechen alle, er wäre Euer natürliches Ebenbild. — Nun kurz, die Gräfinn verliebt sich gleich auf den ersten Anblick in den jungen Ritter; und eine Kräuterfrau, die von weitem zugesehen hat, ist hernach gar nicht fertig geworden mit Erzählen, wie zärtlich die Gräfinn unterwegs mit dem jungen Herrn gethan hätte, und wie sie alle Augenblicke stehn geblieben wäre, und wie sie ihn freundlich angeblickt hätte, und wie sie ihn auf lauter Umwegen nach dem Schlosse geführt hätte, damit sie nur recht lange mit ihm hätte allein seyn können. Und ich glaube, sie wären heute noch nicht ins Schloß; aber

nun kommt ein entsetzliches Donnerwetter, und das jagt sie hinein."

„Aber der Graf von Forcalquier?"

„O, der hat eine große Freude, daß er den Sohn seines guten Freundes und Nachbars, des alten Bernhards von Andosse, so unverhofft wieder sieht, empfängt ihn mit offnen Armen, macht ihm tausend, und aber tausend Danksagungen für die Hülfe, die er der Gräfinn geleistet hat, und schickt sogleich einen reitenden Bothen nach Andosse, und läßt dem alten Bernhard sagen, der junge Ritter wäre auf dem Schlosse Forcalquier in Gefangenschaft gerathen, und würde unter acht Tagen schlechterdings nicht loskommen. Das war zwar ein Einfall, der zuerst von der Gräfinn kam, aber der Graf selber freute sich von ganzem Herzen drüber, daß sie den Einfall hatte."

„Und während der acht Tage?"

„Nun während der acht Tage kommt die Gräfinn dem jungen Ritter gar nicht von der Seite, und . . . ."

„Und der Ritter?"

„Nun, Herr, wenn die Gräfinn dem

Ritter nicht von der Seite gekommen ist, so hat doch natürlich der Ritter auch der Gräfinn nicht von der Seite kommen können. Kurz, damit ich weiter erzähle, weil der Ritter ganz außerordentlich höflich ist, und viel Lebensart beweist, und der Gräfinn von Zeit zu Zeit die Hände küßt, so glaubt sie ganz gewiß, daß es mit dem Ritter gleichfalls nicht recht richtig ist, und daß er nur kein Herz hat zu reden — und nun vernarrt sie sich vollends ganz und gar."

„Und der Graf bemerkte gar nichts?"

„Ach, der Graf ist ein kreuzbraver Herr, aber eifersüchtig ist er nicht, und argwöhnisch noch weniger."

„Aber als die acht Tage verflossen waren?"

„Nun da will sich der Ritter schlechterdings nicht halten lassen; und der Graf und die Gräfinn begleiten ihn selbst nach Andosse zurück. Und hier schmeichelt sich die Gräfinn bey dem alten Bernhard, und bey Fräulein Adelheid an, und weiß es so weit zu bringen, daß sie nun das Fräulein mit nach Forcalquier

nehmen darf, und zwar anfangs nur auf einen Monath."

„Warum denn aber das Fräulein?"

„Herr Ritter, wird mirs doch bald lächerlich! Sie hätte freilich lieber den jungen Ritter wieder mitgenommen — aber seht Ihr denn nicht, daß die Schwester dem Bruder zum Deckmantel dienen sollte?"

„Und darzu ließ sich Adelheid gebrauchen?"

„Ih bewahre der Himmel, Herr, die wußte kein Wort."

„Stellte sich der Ritter fleißig ein?"

„Ach, ja, so ziemlich fleißig. Ih nu, Herr, es ist ein junges Blut, und die Gräfinn ist doch nicht ganz garstig, und Feuer hat sie noch, wie das jüngste Mädchen — es mag ihm freilich gar wohl gefallen haben, wenn sie so zärtlich gegen ihn gethan hat: es ist ihm doch wenigstens ein Zeitvertreib gewesen."

„Da aber der Monath zu Ende ging?"

„Da fällt die Gräfinn dem Fräulein alle Augenblicke um den Hals, und weint, und seufzet, und bittet, und bettelt so lange, bis

das Fräulein ihren Vater um die Erlaubniß bittet, wenigstens ein Jahr bey der Gräfinn zu bleiben. Und weil das Fräulein ohnedem auf Andosse ohne alle Gesellschaft leben muß, und überdem der Winter vor der Thür ist, so erlaubt es der Vater ganz gern."

„Und die Besuche des Ritters werden fortgesetzt?"

„Euer Wort in Ehren, Herr Ritter! die Gräfinn mag es am Ende dem Ritter zu nahe legen, und die Besuche schnappen plötzlich ab. Denn der Ritter kommt eines Tags, küßt ihr die Hand, und nimmt Abschied, weil ihn eine wichtige Angelegenheit nach Flandern ruft. — Aber von der Zeit an wird auch die Gräfinn ordentlich wie tiefsinnig — sie ißt nicht, sie trinkt nicht, sie schläft nicht — sie geht den ganzen Tag herum, wie im Traume, spricht nur einzelne Worte, wenn man sie anredet — und wird endlich gar bettlägerig. Das geht so fort bis gegen das Ende des Winters, und da hört sie zufälliger Weise, daß der Ritter von Andosse aus Flandern zurückgekommen ist, und daß er eben zu dem Kreuzzuge abgeht, um mit

gegen Avignon zu ziehn. — Von Stund an thut sie dem Grafen den Vorschlag, dasmahl die schöne Jahrszeit auf der Burg Hauteroche zuzubringen. Weil die Burg, wie Ihr gesehen habt, sehr fest, und die Luft da sehr gut ist: so willigt der Graf den Augenblick ein, besonders weil er glaubt, daß es der Gräfinn heilsam für ihre Gesundheit seyn wird. Und seht Ihr, Herr, also hättet Ihr, wenn der Ritter von Andosse nicht thäte, Fräulein Adelheid nicht auf Hauteroche kennen lernen."

„Der Ritter ließ sich nun wohl wieder sehn?"

„Ih nu ja! — er ließ sich sehn, aber mit dem Degen in der Faust, und um dem Grafen das Lebenslicht auszublasen."

„Wem?"

„Nun habt nur Geduld!"

„Aber war denn der Ritter rasend geworden?"

„Er nicht — aber mit der Gräfinn wars, wies war. — Nun kurz, die Gräfinn schickt nun durch den vertrauten Diener, der Euch ins violette Gemach beschieden hat, Grüsse

über Grüsse ins Lager, um den Ritter auf die Burg Hauteroche einzuladen. Aber der Ritter entschuldigt sich allemahl aufs allerhöflichste, und bedauert, und beklagt, und ist ärgerlich, daß er schlechterdings nicht vom Connetabel wegkommen kann. Was hat endlich die Gräfinn zu thun? — Sie will nun Einmahl den Ritter sehn, und muß ihn sehn, und kanns nicht länger aushalten, ohne ihn zu sehn: also fängt sie an Zwangsmittel zu gebrauchen."

„Nun, das klingt gefährlich."

„Erst müßt Ihr aber wissen, daß die Herren von Andosse und die Barone von Savenne nun schon seit einigen Jahrhunderten Erbfeinde sind. Also die Gräfinn schreibt ein Briefchen an den Ritter, und meldet ihm im Vertrauen, der junge Baron von Savenne ließe sich seit einigen Tagen in der Nähe von Hauteroche sehn, und sie hätte einigen Argwohn, daß es dem Fräulein Adelheid gölte."

„Was? — erzähle weiter! hurtig!"

„Der Ritter liest das Briefchen, und erblaßt. Er will dem Diener eine schriftliche

Antwort mitgeben; aber weil er vor Zittern nicht schreiben kann, so gibt er ihm endlich bloß die mündliche Antwort mit, er bäthe inständig um genauere Nachricht in der bewußten Sache, und drey Tage drauf schickt ihm die Gräfinn wirklich einen aufgefangenen Brief des Barons von Savenne an das Fräulein, und bestellt ihn in ein Fischerhäuschen dicht unter der Burg, wo sie ihm mehr sagen will."

„Einen Brief des Barons von Savenne?"

„Ja, Herr; und in dem Briefe stand etwas vom Schlüssel zu dem geheimen Pförtchen — und sonst noch allerley."

„Aber der Brief war erdichtet!"

„Euer Wort in Ehren, Herr Ritter! der Brief hatte seine Richtigkeit."

„Nein, sage ich, das ist nicht möglich! das kann nicht seyn!"

„Das muß ich ja besser wissen, als Ihr, Herr Ritter — und wenn ich Euch nicht die Wahrheit erzählen wollte, so erzählte ich Euch lieber gar nichts."

„Der Brief war also echt? war wirklich vom Baron von Savenne?“

„Von keinem andern Menschen. — Und der Ritter von Andosse erkannte auch gleich die Hand. Denn der Ritter von Savenne soll, glaub' ich, Buchstaben machen, wie sie kein Mensch in der Welt macht.“

„Und in dem Briefe stand vom Schlüssel zum geheimen Pförtchen?“

„Wie ich Euch sage: und sonst noch allerley.“

„Und er war an Adelheid?“

„Nun habt Ihrs getroffen: er war so gut an Adelheid, als an Euch, oder an mich.“

„Aber das ist wahrhaftig ärgerlich. Du erzählst so entsetzlich verworren.“

„Ja, Herr, Ihr laßt mich immer nicht ausreden. Ich erzähle gewiß ordentlich.“

„Aber wo hatte denn die Gräfinn den Brief her?“

„Und das errathet Ihr nicht?“

„Aus ihrem eignen Vorrathe?“

„Nun seyd Ihr klug.“

„Er war also an die Gräfinn?“

„Natürlich!“

„Und der Baron von Savenne ist einer von ihren Liebhabern?“

„Gewesen, Herr Ritter! gewesen!“

„Aber das geheime Pförtchen?“

„War ein Gartenpförtchen in Forcalquier. — Allein nun weiß ich nicht mehr, wo ich geblieben bin.“

„Im Fischerhäuschen, lieber Silvester, das dicht unter der Burg Hauteroche ist.“

„Nun da kommen wir nicht wieder hin. Die Gräfinn mag immer sitzen und warten.“

„Der Ritter kam also nicht ins Fischerhäuschen?“

„Der Ritter verkleidet sich — fragt einem einfältigen Schäfer, der ihm begegnet, den Weg zum geheimen Pförtchen ab — stellt sich, sobald die Nacht eingebrochen ist, nicht weit davon in einen Winkel — und siehe da! — er hat kaum eine halbe Stunde gewartet, so kommt ganz langsam der Baron von Savenne, in seinen Mantel gehüllt, den engen Felsenweg herauf, zieht ganz gelassen einen Schlüssel hervor, und schließt das Pförtchen auf.“

„Der Baron von Savenne?“

„Herr, laßt mich erzählen! — Kaum hat der Baron aufgeschlossen, so stürzt der Ritter mit gezogner Klinge hervor, und ruft: „Halt, Blindschleiche! — zieh, vertheidige Dich; Du bist ertappt! einer von uns beiden muß fallen!“ — der Baron zieht, ohne ein Wort zu sagen, und wehrt sich eine lange Zeit tapfer: aber endlich versieht ers, glitzscht mit einem losen Steine aus, fällt auf den Rücken, und verliert den großen Federhut vom Kopfe: und in eben dem Augenblicke kommt der Mond hinter einer Wolke hervor, und scheint ihm gerade ins Gesicht. — Auf Einmahl thut der Ritter einen Schrey — und auf! und davon! und, als wenn ihn der Böse jagte, die Felsentreppe hinunter!“

„Es war doch nicht der Graf selbst?“

„Richtig! der wars. Er hatte sich auf dem Spaziergange verspätet.“

„Das gab wohl einen großen Lärm?“

„Herr, einen entsetzlichen Lärm in der ganzen Burg. Denn sobald der Graf in die Burg ist, so bringt er sogleich alles in Aufruhr, und läßt dem Thäter nach allen Gegenden zu

Fuß und zu Pferde nachsetzen. Aber der Thäter ist nirgends zu finden.“

„Und die Gräfinn?“

„Die läßt, da sie das Lärmhorn hört, geschwind ihr Fischerhäuschen im Stiche, und da man ihr auf der Zugbrücke erzählt, was es gegeben hat — muß man sie ohnmächtig in ihr Gemach tragen. — Aber den Tag drauf kommt schon ein reitender Bothe mit einem Briefe des Ritters an seine Schwester, und in dem Briefe macht ihr der Bruder die bittersten Vorwürfe wegen ihres schimpflichen Verständnisses mit dem Baron von Savenne, und schickt ihr zum Beweise, daß er alles weiß, den aufgefangnen Brief mit. Und unter andern droht er, daß er alles dem Vater verrathen will, wofern Sie ihm nicht sogleich ein paar Zeilen schickt, worinn sie eidlich dem Baron von Savenne auf immer und ewig entsagt, und wofern sie nicht binnen vierzehn Tagen Hauteroche verläßt, und nach Andosse zurückkehrt.“

„Und Adelheid? — was sagte Adelheid?“

„Wartet nur, Herr! der Brief ist noch gar nicht bis zur Adelheid, denn in der Wuth

hat der Ritter erstlich vergessen, den Brief zu siegeln, und zweytens hat er dem Bothen bloß befohlen, den Brief nach Hauteroche zu reiten. Im ersten Hofe begegnet also der Bothe dem Grafen, und übergibt ihm den Brief. Der Graf liest ihn, stutzt, steckt den Brief zu sich, befiehlt, daß man den Bothen gut bewirthen soll, und läßt sich sogleich beym Fräulein melden."

„Nun, das habe ich gewünscht."

„Das glaube ich, Herr: aber es geht nicht gleich so, wie man denkt. Also Adelheid ist nicht allein; meine Nichte und die Kammerfrau sind bey ihr. Der Graf tritt herein, und erzählt ganz unverhohlen die Geschichte von dem reitenden Bothen, und gibt ihr die beiden Briefe zu lesen — nämlich, Ihr versteht mich wohl . . . ."

„Ja, ja, ich verstehe, ich verstehe."

„Da sie den ersten Brief gelesen hat, lächelt sie. . . ."

„O, ich sehe sie lächeln."

„Und da sie den aufgefangnen Brief liest, macht sie große Augen."

„Das glaub' ich wahrhaftig.“

„Aber geschwind steht sie auf, geht in einen Erker des Gemachs, und riecht den Brief an.“

„Und wozu das?“

„Weil sie wissen will, woher er ist.“

„Dasmahl verstehe ich Dich nicht.“

„Herr Ritter, für das Geld, das die Gräfinn jährlich den Venetianern für arabische Wohlgerüche bezahlt, will ich jährlich zehn Töchter ausstatten. Und das Magazin, worinn sie ihre Briefe aufbewahrt. . . .“

„Gut, gut, nun verstehe ich Dich vollkommen.“

„Und das Fräulein verstand auch vollkommen. — Und nun damit ich weiter erzähle, tritt der Graf herbey, faßt sie herzlich bey beiden Händen, und bittet sie inständig, ihm zu sagen, auf wen sie wegen des schändlichen Betrugs einen Verdacht hat. Der Schimpf, spricht er, wäre ihr auf seiner Burg widerfahren, und er müßte ihn rächen, und wollte ihn auch rächen: aber wenn sie ihn und die Gräfinn nur ein wenig lieb hätte, so dürfte sie ihm jetzt

nicht die Schande anthun, sein Haus zu verlassen — mit ihrem Bruder wollte er selbst sprechen, denn morgen mit Anbruche des Tages ritte er ausdrücklich nach dem Lager. — Und das könnt Ihr auf mein Wort glauben, Herr Ritter, wenn morgen der Graf erfuhr, wie die Sache eigentlich war, so saß übermorgen die Gräfinn in einem Kloster."

„Aber die gute liebe Adelheid?"

„Die drückt dem Grafen die Hände, spricht, in einem Lager gäbe es müssige Stunden und lose junge Leute, die auf Leichtfertigkeiten verfielen — und der Baron von Savenne wäre wegen seiner schlechten Hand im Schreiben verschrien — und eine schlechte Hand wäre leichter nachgemacht, als eine gute — und ihr Bruder wäre ein wenig hitzig, und liebte sie überdem ganz außerordentlich — und kurz, sie bittet und fleht so lange, bis der Graf verspricht, daß er gar nicht thun will, als wenn er etwas von der Sache wüßte. Und nachdem der Graf besänftigt fortgegangen ist, schreibt sie, und fertigt den Bothen wieder ab. — Aber ehe der Bothe abgeht, ist schon ein geheimer

Abgesandter von der Gräfinn auf dem Wege; und den Tag drauf schickt der Bruder schon eine demüthige Abbitte — und der ganzen Sache wird weiter nicht gedacht."

„O, laß uns nach Castellane eilen, Silvester! laß uns nach Castellane eilen!"

Während Aimar und Silvester so ruhig von Adelheid sprachen, und ihren Weg freudig fortsetzten, befand sich Adelheid selbst in der fürchterlichsten Lage.

Silvester hatte gestern Nachts auf seiner Wallfahrt nach der geheimen Pforte der Burg von weitem Pferde gehört. Er hatte das Fräulein und Theresen kaum eine halbe Stunde verlassen, als diese Pferde sich der Burg näherten. Es war die unvermutheste Gesellschaft, die sich der Graf hätte denken können. Denn es war niemand anders, als der alte wackre Bernhard von Andosse, dann der Ritter von Andosse, und endlich der stolze Connetabel Amalrich von Montfort: und sie hatten ein sehr glänzendes Gefolge mit sich.

Als die Kreuzzügler zum ersten Mahle Beaucaire belagerten, war Amalrich in Beglei-

tung seines Vaters Simon von Montfort einigemahl zu Andosse gewesen, und hatte da das Fräulein Adelheid kennen lernen. Ihre Reize hatten sehr geschwind einen sehr tiefen Eindruck auf ihn gemacht, oder vielmehr, sie hatten die heftigste Leidenschaft in ihm entzündet. Adelheid hatte jedoch seine Huldigungen und seine Schmeicheleyen als bloße Höflichkeiten angenommen, und nie etwas darauf geantwortet, was einer Ermunterung hätte ähnlich sehen können. Er hatte wirklich nach der Zeit nichts weiter von sich hören lassen, weil der Tod seines Vaters, die Unglücksfälle, die er selbst erlitt, die Reise, die er nach Paris that, um den König Ludwig um Hülfe zu bitten, und die Anstalten zum Zuge gegen Avignon ihm vor der Hand dringendere Beschäftigungen gegeben hatten. Adelheid lebte seinetwegen in einer vollkommnen Sicherheit, und da ihr Herz ganz kalt gegen ihn geblieben war, so gedachte sie seiner Huldigungen kaum weiter. Allein Adelheid lebte im Irrthume: Amalrichs Leidenschaft dauerte fort, und kaum hatte ihn die Eroberung von Avignon seiner dringendsten

Sorgen entledigt, als er nun keinen Augenblick mehr versäumen wollte, sich Adelheiden zu Füssen zu werfen, und aus ihrem Munde bestätigt zu hören, was er in ihren erröthenden Wangen und in ihren auf den Boden geheftеten Augen ehedem gelesen zu haben glaubte.

Der Ritter von Andosse war während des ganzen Feldzugs beständig nahe um Amalrich gewesen, und Amalrich hatte ihn beständig mit der größten Auszeichnung behandelt. Drey Tage nach der Eroberung von Avignon war der Ritter so weit außer Gefahr, daß der Wundarzt dem Connetabel auf sein Anfragen erklärte, der Kranke könnte sich ohne alles Bedenken nach Andosse abführen lassen, um dort seine Gesundheit wieder herzustellen. Sogleich drang der Connetabel in den Ritter, daß er nach Andosse abgehn möchte, und erboth sich selbst, ihn dahin zu begleiten. Aber von dem Bewegungsgrunde, der ihn selbst nach Andosse führte, ließ er gegen den Ritter kein Wort fallen.

Der Ritter willigte um so freudiger in den Antrag des Connetabels, weil ihm seit der fruchtlosen Sendung des Wundarztes und No-

berts nach der Wohnung des frölichen Bauers, die sie in der Asche gefunden hatten, die ganze Gegend um Avignon verhaßt geworden war. Denn ungeachtet Robert noch einen ganzen Tag lang von früh bis in die späte Nacht hatte nachforschen müssen, wo die Bewohner jenes abgebrannten Bauerhofs hingekommen wären, so war doch keine Spur von ihnen zu finden gewesen.

Man langte glücklich zu Andosse an, und man wurde von dem alten Bernhard mit offnen Armen empfangen. Aber der Connetabel war außer sich, als er hörte, daß Fräulein Adelheid nicht zugegen wäre. Unterdessen dauerte sein Unmuth nicht lange.

Er war nicht ein Mann, der sich durch einen kleinen Unfall irre machen ließ, und als er ein wenig mit sich zu Rathe gegangen war, sah er ein, daß aus Adelheids Abwesenheit wohl gar ein Vortheil zu ziehen wäre. Er entdeckte daher in einer geheimen Unterredung dem Herrn von Andosse ohne Umstände die Absicht seiner Reise, hielt förmlich um Adelheids Hand an, und setzte in dem geruhigsten Tone hinzu, daß

die Blicke des Fräuleins ihm schon ehedem sein Glück mit bestimmter Gewißheit zugesagt hätten.

Dem alten Bernhard war zwar nichts von dieser geheimen Neigung seiner Tochter bekannt geworden; allein er wußte auch von keiner andern, die ihr hätte im Wege stehn können. Ueberdem war sie nicht ganz unwahrscheinlich. Amalrich war wirklich ein Mann, der ein Mädchen einnehmen konnte. Sein Bau war edel, und beynahe kühn; in seinen Gesichtszügen, besonders wenn sie in Ruhe waren, konnte man etwas Großes nicht verkennen; und sein Betragen, wenn er nicht von einer Leidenschaft außer sich selbst gehoben wurde, war so anziehend, daß man ihm den gebildetsten Rittern seiner Zeit gleich stellen konnte. — Freilich wer seinen Blick genau beobachtete, der fand etwas Wildes und Trotziges darinn: und wer auf seinen Gang, und auf seine Stellungen Acht hatte, der konnte ihn des Stolzes beschuldigen — aber welcher Mensch ist ohne alle Fehler? — und welchen Fehler deckt die Liebe nicht zu? — Und daß der Liebhaber von

Adelheids Gesinnungen früher unterrichtet war, als der Vater, das war eben nichts Außerordentliches.

Uebrigens war derjenige, der jetzt auftrat, um sich förmlich um Adelheids Hand zu bewerben, der einzige Sohn und Erbe des berühmten Simons von Montfort — der vom Pabste anerkannte rechtmäßige Herr des schönsten Theils von Languedoc — der Connetable von Frankreich — der siegreiche Oberbefehlshaber eines heiligen Kreuzzugs — und seit wenig Tagen Eroberer von Avignon. — Welcher Vater hätte es nicht für eine hohe Ehre gehalten, von einem solchen Manne um die Hand einer Tochter angegangen zu werden? Und welcher Vater hätte es verantworten können, in einem solchen Falle den Wünschen seiner Tochter entgegen zu seyn?

Der Herr von Andosse nahm den Antrag des Connetabels dankbar an, billigte die Neigung seiner Tochter von ganzem Herzen, gab mit einem förmlichen Handschlage seine Einwilligung, und umarmte den Connetabel als seinen künftigen Schwiegersohn.

Man eilte sogleich zum Ritter, man erzählte ihm die große Neuigkeit, und er bezeigte den lebhaftesten Antheil an dem Glücke seiner Schwester. Jetzt hatte der fröliche Alte, der seine Tochter unaussprechlich liebte, den Einfall, daß man die Braut mit der entzückenden Nachricht persönlich überraschen müßte; und der Connetabel fiel ihm sogleich um den Hals, und erklärte, daß er eben den Mund hätte öffnen wollen, um selbst diesen Vorschlag zu thun. Es wurde also verabredet, daß die Sache vor der Hand ein Geheimniß bleiben sollte, und daß man, sobald der Ritter im Stande wäre, die Reise mitzumachen, den Grafen von Forcalquier unvermuthet auf der Burg Hauteroche überfallen, und der liebenden Adelheid die Erfüllung aller ihrer Wünsche plötzlich kund thun wollte.

Der Connetabel ging Tags drauf zum Heere zurück, und erbath sich in geheim vom Könige und von der Königinn die Einwilligung zu seiner Verbindung mit dem Fräulein Adelheid von Andosse. Beide wünschten ihm Glück, und erbothen sich selbst, seinem Hochzeitfeste

beyzuwohnen: und sein Busenfreund, der Cardinal-Legat versprach, die Ceremonien persönlich zu verrichten.

Während der Connetabel wieder beym Heere war, langte endlich beym Ritter von Andosse ein Brief von der Gräfinn von Forcalquier an, der schon zwey Wege vergeblich gemacht hatte.

Die Gräfinn gehörte unter die Tausendkünstlerinnen. Der häßliche Streich, den sie dem Ritter mit dem Briefe des Barons von Savenne gespielt hatte, war in ihren geschickten Händen zu einem Werkzeuge geworden, den Ritter mehr als jemahls an sich zu ziehn. Wenigstens hatte sie ihn vollkommen mit sich ausgesöhnt. Das hatte ein Brief bewirkt, der eine halbe Stunde eher, als Adelheids Brief in dieser Angelegenheit, bey ihm eingetroffen war, und der die feinsten Schmeicheleyen über die Reize seines Körpers und Geistes, und das vollste, freymüthigste Geständniß der unüberwindlichsten, aber der reinsten Liebe enthalten hatte. Der Ritter war von diesem Briefe so

hingerissen gewesen, daß er sich sogleich gesetzt, wegen seiner Unbesonnenheit die demüthigste Abbitte niedergeschrieben, und der Abbitte das Versprechen beygefügt hatte, sich nächstens ihr persönlich zu Füßen zu werfen, und reuig ihre schönen Hände zu küssen.

Der Ritter hatte sein Versprechen nicht erfüllen können. Aber während der Zeit war der Gräfinn ein Ring in die Hände gefallen, den sie dem Ritter im verwichnen Herbste als einen Beweis ihrer Freundschaft geschenkt hatte, und den er seinem Versprechen gemäß nie hatte von der Hand legen wollen. Der Ring enthielt für jedermann das Wappen des Ritters, und für den, der es wissen sollte, noch ein geheimes Denkmahl von der Liebe der Geberinn. Uebrigens war die Einfassung des Rings sehr kostbar, und kurz es war eben derjenige, den der Ritter Silvestern auf dem Schlachtfelde gegeben hatte, und bey dessen Erblickung die Gräfinn einen lauten Schrey gethan hatte. — Und der Brief, den sie damahls sogleich in das Lager abschickte, war eben derjenige, den der Ritter erst jetzt erhielt.

Der Bothe, der den Brief überbringen sollte, hatte den gemeßnen Befehl, den Ritter aufzusuchen, er möchte seyn, wo er wollte. Allein als er ins Lager kam, so konnte er nicht allein nicht erfahren, wo der Ritter von Andosse wäre, sondern er wurde sogar, weil er in seinen Antworten stockte, als ein Verdächtiger zehn Tage lang in Avignon zurückbehalten. Er hörte hier während seiner Gefangenschaft, daß der Ritter in einem Schlosse unterhalb Avignon an seinen Wunden krank läge. Er ging nach dem Schlosse, und erfuhr, daß der Ritter schon längst nach Andosse abgegangen wäre. Er zog nun nach Andosse, und so kam endlich der gewanderte Brief glücklich an den Ort seiner Bestimmung.

„Herr Ritter," — lautete der Brief — „diesen Augenblick fällt mir ein Beweis in die Hände, daß Ihr entweder eine Unbesonnenheit besitzt, die allen Glauben übersteigt, oder daß Ihr — welches ich bis jetzt noch nicht glauben will — der entschiedenste Spötter aller Liebe und aller Freundschaft seyd. Ich erwarte Euch zu meinen Füßen. Eure Verantwortung wird

zeigen, ob Ihr ein rechtlicher Ritter seyd. Rechtliche Ritter haben Ehrfurcht für die Geheimnisse der Damen.“

Der Ritter war außer sich: er forschte sein Gewissen aus, und sein Gewissen sagte ihm nichts. Daß eine Dame, welche der reinsten Liebe fähig war, zweifeln konnte, ob er ein rechtlicher Ritter wäre — ob er Ehrfurcht für die Geheimnisse der Damen hätte — war ihm ein unbegreifliches Räthsel. Er liebte das edle heroische Weib, oder er war wenigstens nahe dabey, sie zu lieben. Der Vorwurf, den sie ihm machte, vernichtete ihn: er mußte ihr augenblicklich einen Beweis geben, daß ihr Vorwurf ungerecht war.

„Gnädige Frau,“ — schrieb er zur Antwort — „daß ich einer Unbesonnenheit fähig bin, das habe ich Euch bewiesen, und Ihr habt mir vergeben. Aber damit ich Euch überzeuge, daß ich an Liebe und an Freundschaft glaube, so verrathe ich Euch hiermit das Geheimniß, daß meine Schwester Adelheid vor acht Tagen von meinem Vater an den Connetabel Amalrich versprochen worden ist, und daß sie ihr Glück erst

dann erfahren soll, wenn wir ihr den Bräutigam unversehens auf Hauteroche vorstellen. Ich werde dann zu Euren Füßen mich vertheidigen, und Ihr werdet in Euren Armen mich lossprechen. — Wenn Ihr mein Schreiben nicht recht lesen könnt, so denkt, daß ich heute wieder zum ersten Mahle Gebrauch von meinem rechten Arme mache. Ich wünsche mir Glück darzu, daß ich ihn zuerst in Euerm Dienste beschäftigen kann, und ich küsse Euch dafür ehrerbietig die Hände."

Diese Antwort des Ritters war die Quelle, aus welcher die Gräfinn in einem von den Augenblicken, in welchen sie sich nicht selbst zu besitzen pflegte, Aimarn die Nachricht mitgetheilt hatte, durch welche der Besuch im violetten Gemache so geschwind abgebrochen worden war.

Der alte Bernhard von Andosse, und der Connetable waren mit ihren Zurüstungen fertig, der Ritter von Andosse war von seinen Wunden vollkommen hergestellt, und der Zug nach der Burg Hauteroche wurde nunmehr angetreten. — Man hatte zwar die Rechnung so gemacht,

daß man in den Nachmittagsstunden des dritten Tags auf der Burg ankommen wollte: allein ein Ungewitter hatte einige Tage vorher eine Brücke vernichtet, die Gesellschaft war genöthigt, einen großen Umweg zu machen, und man erschien erst um Mitternacht an der Zugbrücke der Burg.

Die Trompeten hatten einander geantwortet. Der Wächter rufte herab, wer da wäre.

„Bernhard von Andosse," — war die Antwort — „und sein Sohn, und seine Freunde!"

Der Wächter rufte den Castellan. Der Castellan weckte den Grafen. Der Graf kam selbst in den Balcon, erkannte die Stimme seines alten Freundes, und befahl augenblicklich, den Zug einzulassen. Der alte Bernhard sprach leise ein paar Worte mit dem Grafen, der ihn empfing, und sogleich umarmte der Graf auch den Connetabel von Montfort.

Die ganze Burg gerieth in Bewegung; selbst die Gräfinn erwachte. Die Kammerfrau mußte aufstehn, und fragen, was es gäbe. Sie kam zurück, und nennte die Nahmen Andosse

und Amalrich. Die Gräfinn sprang sogleich aus dem Bette, und suchte einen reitzenden Nachtanzug zusammen. — Aber die Gäste bedurften der Ruhe; und als die Gräfinn mit ihrem Putze fertig war, hatten sie sich schon alle in ihre Gemächer vertheilt. Der alte Bernhard hatte übrigens ausdrücklich verbethen, seine Tochter aufzuwecken. Und niemand schlief diese Nacht ruhiger in der Burg, als die beiden schuldlosen Mädchen, von denen die eine das Opfer des morgenden Tages seyn sollte.

Allein unter Singen und Frohlocken machten die Diener des Connetabels und des alten Andosse diese Nacht über dem ganzen Hofgesinde von Hauteroche bekannt, daß Fräulein Adelheid von Andosse nächstens Gräfinn von Montfort heißen würde.

Der Tag war noch nicht angebrochen, als der Castellan an Theresens Schlafgemach pochte. Sie erkannte die Stimme ihres Vaters, und bath ihn hereinzukommen. Nach einigen Vorbereitungen erzählte er ihr, was diese Nacht vorgegangen wäre, und bath sie, das arme Fräulein nicht zu verlassen. Er both dem Fräu-

lein seinen schwachen Beystand an, wenn sie dessen benöthigt wäre, und setzte hinzu, daß es unter allen seinen Untergebnen in der Burg keinen einzigen gäbe, der nicht noch diese Nacht erklärt hätte, daß er im Nothfalle mit ihr bis ans Ende der Welt ginge.

Therese hatte zugehört, ohne einen Laut von sich zu geben. Sie saß stumm im Bette, nachdem der Vater lange aufgehört hatte zu sprechen.

„Wachst Du, mein Kind?“ — fragte der Vater endlich, und schüttelte sie sanft am Arme.

„Ich hab' es!“ — fing sie nach einem Weilchen an — „ja, ich hab' es! — Und Ihr steht mir also bey, wenn ich Eurer Hülfe bedarf?“

„Mit meinem Blute, Therese!“

„Gut, lieber Vater, ich rechne auf Euch. Wir sehn uns wieder.“

Der Castellan ging; und kurz drauf saß Therese an Adelheids Bette. Adelheid schlief sanft: ihre Wangen lächelten, und auf ihren Lippen schien noch der letzte Kuß zu schweben,

mit welchem sie um Mitternacht ihre Freundinn entlassen hatte. — Therese hatte sich über das Bett gebeugt, ein paar Thränen stürzten unversehens aus ihren Augen herab, und fielen auf Adelheids entblößten Arm. Adelheid bewegte den Arm ein wenig: Therese trocknete sich hurtig die Thränen ab, machte dann noch ein kleines Geräusch, und Adelheid erwachte. Sie blickte lächelnd Theresen an.

„Hast Du wohl geruht, liebe Freundinn?“ — fragte Therese mit einem Kusse.

„O, vortrefflich! — Aber es ist mir gar sehr lieb, daß Du dein Wort gehalten hast. Ich wäre wirklich böse geworden, wenn Du mich nicht mitgenommen hättest.“

„Ich werde meine Blumen heute nicht besuchen.“

„Und das sagst Du ja recht harmherzig.“

„Ich habe heute Abhaltungen, liebe Adelheid.“

„Abhaltungen von Deinen Blumen? — und so früh? — Und Du wußtest ja gestern von keiner Abhaltung?“

„Sie ist sehr geschwind gekommen — erst nach Mitternacht.“

„Therese, Du bist mir so kleinlaut — und ich dächte, Du sähst sehr blaß aus.“

„Ach, liebe Freundinn!“

„Nun Du wendest das Gesicht ab? — Um Gottes willen, Therese, Du hast etwas auf dem Herzen. Was ist vorgefallen? — Martere mich nicht. Was hast Du mir zu sagen?“

„Liebe Adelheid, wenn ich so vor meinen Blumen gestanden habe, so habe ich sehr oft meine Gedanken drüber gehabt, daß die schönste Blume nicht gedeiht, wenn sie nicht auf Regen Sonnenschein, und — auf Sonnenschein Regen hat.“

„Gütiger Gott! ist Aimar gefangen?“

„Nein, liebe Freundinn!“

„Verunglückt?“

„Auch nicht! Ich weiß nichts weiter von ihm, als was Du selbst weißt.“

„Nun wenn es ihn nicht betrifft, so bin ich auf alles gefaßt.“

„Wie lange ists denn, daß Du keine Briefe von Andosse hast?“

„Es ist eine ziemliche Zeit. Mein guter Vater ist doch nicht krank?“

„Er befindet sich sehr wohl.“

„Also mein Bruder?“

„Befindet sich gleichfalls sehr wohl. — Aber kennst Du denn den Connetabel?“

„Amalrich von Montfort?“

„Ja, den meine ich.“

„Ich habe ihn einige Mahl in Andosse gesehn — aber das ist eine geraume Zeit her. Er war allemahl mit seinem Vater bey uns.“

„Hat er Dir gefallen?“

„Eher das Gegentheil. — Er hat so einen falschen Blick im Auge — ich habe ihn nie lange ansehn können. Ich könnte nicht eine halbe Viertelstunde mit ihm allein bleiben.“

„Schienst Du aber ihm zu gefallen?“

„Ich zweifle. Seine Schmeicheleyen waren nicht fein genug darzu. Was er mir sagte, war durchgängig im höchsten Grade übertrieben, und ich wurde meistens roth, sobald er nur den Mund öffnete.“

„Nun ich dachte es wohl, daß hier ein großes Mißverständniß zum Grunde liegen mußte.“

„Ein Mißverständniß, Thereſe?“

„Liebe Freundinn, der Connetabel hat ſich für den geheimen Gegenſtand Deiner Wünſche gehalten....“

„Wer?“

„Und Dein Vater und Dein Bruder haben es dem Connetabel geglaubt.“

„Und?“

„Dein Vater iſt ein rechtſchaffener Mann, und er wird gewiß Dir ſelbſt mehr glauben, als dem Connetabel. Und ſo kann die ganze Sache ſchon wieder in ihre Ordnung gebracht werden.“

„Was für eine Sache?“

„Sieh nur! Dein Vater liebt Dich unausſprechlich, und in ſeinem Irrthume hat er dem Connetabel Deine Hand verſprochen, und will nebſt Deinem Bruder Dir heute unverhofft Deinen heimlichen Geliebten als Deinen Bräutigam vorſtellen.“

„Als meinen Bräutigam? — mir den

Connetabel? — Und sie sind schon hier? — hier auf der Burg?“

„Diese Nacht sind sie eingetroffen — mit einem glänzenden Gefolge. — Mein Vater kam vor einer halben Stunde zu mir ans Bett, und verrieth mirs heimlich, damit ich Dich vorbereiten sollte.“

„Nein, und wenn auch kein anderer Mensch auf Erden mein Herz besäße, der Connetabel könnte es nie besitzen.“

„Danke dem Himmel, liebe Freundinn, daß Dein Geliebter noch vor dem Sturme von hier entflohen ist. Aber darauf kannst Du Dich verlassen, daß er mit jedem auf Tod und Leben kämpfen wird, der Dich ihm entreißen will.“

„Ach, ich zittre vor Amalrichs Wuth.“

„Denke, daß Dein Vater Dich immer geliebt hat.“

„O, bleibe meine Freundinn, Therese! — verlaß mich nicht! — Sprich mir Muth zu, flöße mir Trost ein. — Ich glaube immer so gern alles, was Du mir sagst.“

Die beiden Freundinnen umschlangen sich mit beiden Armen. Adelheids Thränen fielen

auf Theresens Busen; Theresens Thränen fielen auf Adelheids Wange. — Adelheid wiederhohlte beständig, daß nur Aimar einen Anspruch auf ihr Herz hätte; und Therese wiederhohlte beständig, daß man im Unglücke den Muth nicht sinken lassen müßte. — Ueber diesen Widerhohlungen — über den Vermuthungen, auf welche Art das große Mißverständniß entstanden seyn könnte — über den Voraussetzungen, auf die man einen Plan gründen müßte — und über den Planen und Entwürfen selbst, die man im ersten Augenblicke annahm, und im zweyten Augenblicke verwarf — vergingen mehrere Stunden.

„Aber, liebe Freundinn," — sagte Therese endlich — „stehe nun auf, und kleide Dich an. — Und folgst Du meinem Rathe, so kleidest Du Dich — ich weiß es, Du hast so einen Anzug vorräthig...."

„Nun, liebes Kind, in welchen denn? — Ich folge Dir augenblicklich."

„In halbe Trauer."

„Ja, ja! von ganzem Herzen! — Warte, da hast Du den Schlüssel. Suche mir alles selbst zusammen.“

„Und das bitte ich mir aus — die langen Haarlocken werden ein wenig aufgerollt und eingesperrt. Aimar kommt heute ohnedem nicht. Und wenn er auch kommt — ih nun! so bin ich da, und bin einmahl hübscher, als Du — und ich werde wahrhaftig auch nicht grausam gegen ihn seyn. Die Zeit soll ihm nicht lang werden.“

Adelheid lächelte, und rufte die Kammerfrau. Therese suchte zusammen, Adelheid kleidete sich an, wie Therese befohlen hatte, und ihr Anzug war noch nicht völlig vollendet, als etwas an ihre Thür pochte. Die Kammerfrau kam mit einem Briefchen zurück. Adelheid erbrach es mit zitternder Hand, und las.

„Dein Vater und Dein Bruder haben mit Dir unter Einem Dache geschlafen, liebe Adelheid, und folgen dem Ueberbringer auf dem Fuße. Deine Wünsche sind erfüllt. Du wirst mehr erfahren.“

„Bernhard.“

Therese und die Kammerfrau hatten kaum den Anzug des Fräuleins so eilig, als möglich, vollendet, als schon der Vater und der Bruder freudig hereintraten. Adelheid flog sogleich in die Arme des Vaters, aus den Armen des Vaters in die Arme des Bruders, und aus den Armen des Bruders wieder zurück in die Arme, in welche sie zuerst geflogen war. — Die Kammerfrau war abgegangen: Therese stand unbeweglich, und betrachtete mit großen Augen den Ritter von Andosse. Sie ging dann aus Ehrfurcht auch hinaus, allein sie blieb in der Nähe.

„Aber Du bist doch nicht krank, liebes Mädchen?“ — fragte der ehrliche Alte endlich, indem er Adelheids beide Hände hielt.

„Krank bin ich nicht, mein Vater.“

„Aber Deine Hände zittern ja so. — Du hast ja beynahe Zuckungen. — Und was den Nonnenhabit anbetrifft — höre einmahl, legtest Du den wohl ab, wenn ich Dir einen Bräutigam mitbrächte....“

„Einen Bräutigam, mein Vater?“

„Höre mich doch an — wenn ich Dir

einen Bräutigam mitbrächte, dem Du schon seit langer Zeit von ganzem Herzen gram bist?"

„Ich kann nicht lügen, mein Vater — ich weiß alles, was Ihr mir sagen wollt — ja, ich bin ihm gram."

„Wem denn, mein Kind?"

„Ihm! ihm! — ich mag ihn nicht nennen."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und an dem Arme der hüpfenden Gräfinn trat im Gefühle seines Werths der stolze Connetabel herein.

„Liebe Freundinn," — fing die Gräfinn an — „der Held des Tags! Ich wundre mich nun über nichts. Denn man kann ihm nicht einmahl widerstehn, wenn er sich jemanden zu Füßen werfen will. — Ich rathe Euch sehr, daß Ihr Euch auf Gnade und Ungnade ergebt, sobald er eine halbe Stunde gekniet hat."

„Schönes Fräulein," — sagte der Connetabel mit einer tiefen Verbeugung — „die gnädige Frau hat meiner Ungeduld nicht widerstehen können, und sie rächt sich dafür durch

Spott. Ich konnte mich unmöglich länger so nahe bey Euch wissen, ohne Euch meine Huldigungen darzubringen, und ohne mich selbst auf Gnade und Ungnade zu Euern Füßen zu legen. Das Recht des Siegs hat mich in Eure Hände gegeben — mir kommt von nun an nichts zu, als von Euern Winken abzuhängen.“

Adelheid hatte den Connetabel bloß mit einer bescheidnen Verbeugung empfangen, aber ohne auch nur einen einzigen Blick auf ihn zu werfen. Er näherte sich jetzt langsam, senkte sich auf ein Knie, und wollte eine ihrer Hände ergreifen. Plötzlich fing Adelheid an zu wanken, eine Blässe überzog ihre Wangen, ein Nebel ihre Augen, sie wendete das Gesicht nach ihrem Vater — er sprang erschrocken nebst dem Ritter herbey, und beide fingen sie in ihren Armen auf.

„He! Hülfe! Hülfe!“ — rufte der Vater — „ist niemand da?“

Therese, die nichts anders erwartet hatte, als daß sie würde gerufen werden müssen, sprang sogleich aus dem nächsten Gemache herbey, um ihrer Freundinn Hülfe zu leisten. Man brachte

Adelheiden auf ein Ruhebett — die Kammerfrau eilte gleichfalls herbey — und auf eine leise Bitte Theresens lud der alte Bernhard die Gesellschaft ein, Theresens Zimmer zu verlassen.

„Ich habe es Euch voraus gesagt, Herr Connetabel," — fing die Gräfinn an, als ihr Amalrich den Arm gab — „das gute Kind war zu sehr überrascht — der freudige Schrecken mußte sie nothwendig überwältigen. — Ich weiß selbst davon ein Wörtchen zu sagen; denn ich gestehe Euch offenherzig — als mir mein Vater den Grafen zum ersten Mahle als Bräutigam vorstellte, ist mirs gerade so gegangen. Unterdessen könnt Ihr ganz ruhig seyn, Herr Connetabel — man kommt sehr bald wieder zu sich."

Der Connetabel war nicht so ganz ruhig, als ihm die Gräfinn zu seyn geboth. Sie bemerkte das, und führte ihn unvermerkt nach dem Garten, um da recht ungestört seine Leidenschaft für Adelheid noch weiter zu reitzen. Aber diese Leidenschaft bedurfte gar nicht gereitzt zu werden; sie war heute zu einem Grade er-

höht worden, den sie vielleicht gar nicht übersteigen konnte.

Therese hatte ihrer Freundinn einen übeln Dienst erwiesen, als sie die Trauerkleidung für sie gewählt hatte. Adelheid war dem Connetabel, nie schöner, nie bezaubernder, nie rührender vorgekommen als in dieser lieblichen Trauer, deren mächtige Wirkung durch die matte Farbe ihrer Wangen, und durch den gedämpften Blick ihrer Augen noch um das Zehnfache verstärkt wurde. Adelheids Anblick hatte in den wenigen Augenblicken Saiten in des Connetabels Seele angeschlagen, die noch niemahls angesprochen hatten.

Nachdem die Gräfinn die Liebe des Connetabels hinlänglich gereizt zu haben glaubte, fing sie auch an, seinen Stolz zu wecken. Sie sagte ihm alle Augenblicke, daß vor dem Nahmen des Connetabels Amalrich sich bisher alles gebeugt hätte, und sie setzte am Ende sehr arglistig hinzu, in der künftigen Geschichte des Connetabels Amalrich würde wohl nicht die Bemerkung vorkommen, daß sich dennoch ein Mädchenherz nicht vor ihm gebeugt hätte. —

Und als man den Garten verließ, weil schon zur Tafel geblasen wurde, war das Werk der Gräfinn vollendet. Denn in seinem Herzen hatte der Connetabel unwiderruflich festgesetzt, daß er im Nothfalle das Fräulein Adelheid selbst wider ihren Willen besitzen müßte, es möchte kosten, was es wollte.

Der alte Bernhard war unterdessen bey dem Grafen von Forcalquier gewesen, um bey ihm Trost und Rath zu suchen. Der würdige Mann hatte ihm gerade zu gesagt, daß er ihm nie verzeihen würde, wenn er seine Tochter dem Connetabel zum Schlachtopfer hingäbe. Er hatte ihm vorgestellt, daß die Macht Amalrichs ja dennoch ihre Grenzen hätte — daß die väterliche Einwilligung vom Connetabel so gut als erschlichen worden wäre — und daß ein erschlichnes Versprechen keine Verbindlichkeit nach sich ziehen könnte. Uebrigens hatte er ihm auf den äußersten Fall den mächtigsten Schutz für seine Tochter auf der unbezwinglichen Burg Hauteroche, und dann noch den kräftigsten Beystand gegen den Connetabel selbst versprochen.

Der Ritter von Andosse war von Stunde zu Stunde an dem Schlafgemache seiner Schwester erschienen, um zu fragen, wie sie sich befände. Da Therese ihm gleich bey der ersten Anfrage erklärte, daß ihre Freundinn heute nicht im Stande wäre, jemanden zu sehn; so begnügte er sich mit den Nachrichten, die ihm das gute Mädchen ertheilte. Allein jedes Mahl ergriff er ihre Hände, drückte sie herzlich, und küßte wohl gar Eine um die andre, um sie recht innig zu bitten, daß sie sich der lieben Adelheid annehmen möchte — und er ging nie wieder fort, ohne die Versicherung wiederhohlt zu haben, daß er seine Schwester schlechterdings nicht aufopfern lassen würde.

Adelheid selbst saß stumm auf ihrem Bette, heftete die Augen unbeweglich auf eine und eben dieselbe Stelle, und antwortete auf Theresens Tröstungen nur dann und wann durch einen tiefen Seufzer.

„Mein armer Vater!“ — sagte sie bloß einige Mahl; und das war auch alles, was sie von sich hören ließ.

Während der Tafel sprang Therese zu ihrem Vater. Sie hatte eine lange Unterredung mit ihm, und kam von derselben sehr zufrieden zurück. Sie umarmte das Fräulein, und sagte ihr, daß auf den Nothfall für alles gesorgt wäre.

„Für welches Alles?“ — fragte Adelheid erschrocken.

„Für unsre Flucht.“

„Nimmermehr!“

„Du wirst schon gehorchen.“

Adelheid schwieg, blieb wieder stumm, und sah wieder auf Eine Stelle.

Bey der Tafel ging es nicht allzu lebhaft zu. Der Connetabel saß meistens in tiefen Gedanken, der alte Bernhard war einsilbig, der Ritter hörte bloß zu, was man sprach, und der Wirth selbst vergaß immer die Gespräche, die er eingeleitet hatte. Nur die Gräfinn war in hohem Grade heiter, und sie sprach fast beständig. Sie brachte unter anderm dem Connetabel die Gesundheit: Auf alle Bräute — und dem alten Bernhard die Gesundheit: Auf

alle Männer von Wort zu. Und der Connetabel sowohl, als der alte Bernhard stiessen augenblicklich an. Allein die Heiterkeit der Gräfinn hatte außer dem Glücke des Connetabels noch einen ganz besondern Grund. Denn sie erwartete nach dem Mittagsmahle den Ritter von Andosse in dem violetten Gemache.

Das Mittagsmahl war aufgehoben, der Ritter kam ins violette Gemach — warf sich der Dame von so glühenden, und doch so reinen Gefühlen ehrerbietig zu Füßen — und verlangte die Erklärung ihres letzten Briefs. Sie ließ ihn ein wenig in Aengsten, und dann zog sie den Ring hervor, den sie von Silvestern bekommen hatte. Der Ritter that einen Schrey, fragte, wie der Ring in ihre Hände käme, und erfuhr Aimars Geschichte. Zum Unglücke fing die Gräfinn an, zärtlich zu werden, und in diesem Anfalle von Zärtlichkeit entdeckte sie ihm das Geheimniß von Adelheids Liebe. Und was noch weit schlimmer war, sie sprach von diesem Geheimnisse mit Wegwerfung, und — wurde zwey Augenblicke drauf frech. Ein Lichtstrahl erhellte plötzlich des Ritters Seele — er

brach kurz den Besuch ab, und eilte zu seinem Vater.

„Mein Vater," — sagte der Ritter — „der tapfre Aimar von Castellane, der Euch einen Sohn wiedergegeben hat, ist auf diese Burg gebracht worden. — Adelheid hat ihn geheilt. — Adelheid liebt ihn. — Lebt wohl! ich spreche Euch nicht wieder, bis Eure Tochter in Sicherheit ist. Antwortet mir nichts, aber vertraut Euch der Furie nicht, die hier hauset. Lebt wohl! Ihr wißt von nichts."

Kurz drauf erschien der Ritter an der Thür von Adelheids Schlafgemache. Therese kam heraus. Er faßte sie bey beiden Händen — sie erröthete, denn sie hatte seine Augen noch nie in solchem Feuer gesehn.

„Liebe Freundinn, meldet Adelheiden den Schutzgeist von Aimar!"

„Von Aimar?"

Der Ritter kniete, sah bittend zu ihr auf, küßte ihre Hände, und schwieg. Therese seufzete tief — und ging.

„Dein Bruder ist da," — sagte sie zu Adelheid — „seine Augen funkeln — er

spricht, ich soll den Schutzgeist von Aimar melden.“

„Von Aimar? und was sagte er weiter?“

„Ach, liebe Freundinn, ich kann nicht weiter mit ihm sprechen, denn ich fürchte mich vor ihm. Der Schutzgeist von Aimar ist Aimars Ebenbild.“

Der Ritter wurde eingelassen — Bruder und Schwester umarmten sich stillschweigend.

„Ich darf doch ganz frey sprechen, liebe Adelheid?“ — fragte der Ritter.

„Sobald Du Aimars Schutzheilige umarmt hast. Sie kennt jeden meiner Gedanken, sie ist mein zweytes Ich.“

Der Schutzgeist umarmte ehrfurchtsvoll die Schutzheilige. Die Wangen des Schutzgeists färbten sich sehr hoch, und die Wangen der Schutzheiligen fingen an zu glühen. Adelheid sah zu, und auch ihre blassen Wangen erhöhten ihre Farbe.

„O,“ — sagte sie matt — „wenn Ihr beide Aimarn liebt, so bestätigt Euern Bund, ihn zu beschützen, in meinen Armen.“

Der Bund wurde in Adelheids Armen

bestätigt, aber Therese konnte von diesem Augenblicke an nicht mehr die Augen des Ritters, der Ritter nicht mehr die Augen Theresens ertragen.

„Adelheid," — fing der Ritter endlich an — „ich weiß alles, was hier vorgegangen ist. Ein schlechtes Weib hat mir es verrathen — ein Weib, dem das Netz unter den Händen zerriß, weil sie es zu plump anzog. Kurz, Aimar hat mir das Leben gerettet. Wäre ich auch nicht Ritter, wäre ich Schildknappe, wäre ich gemeiner Bube vom Trosse; so müßte ich Aimars Geliebte retten."

„Retten? — Du erschreckst mich."

„Der Connetabel kennt kein Gesetz — das Weib hier kennt keine Schaam — und unser guter Vater kennt kein entschloßnes: Ich will nicht."

„Und was soll geschehn?"

„Liebst Du den Connetabel?"

„O, Gott!"

„Liebst Du Aimarn?"

„Herr Ritter,“ — fing Therese an — „ich bin Aimars Schutzheilige, und ich gebe es nicht zu, daß sie Euch darauf antwortet.“

„Also bringe ich Dich zu unserm Freunde, dem Baron von Sumene.“

„Und mein Vater?“

In diesem Augenblicke pochte etwas leise an der Thür. Therese ging hinaus. Es war der ehrwürdige alte Diener des alten Bernhards, der schon länger als funfzig Jahre dem Hause Andosse gedient hatte. Therese kannte ihn, und führte ihn herein.

Der Alte setzte auf das nächste Tischchen einen schweren Beutel, zeigte dann mit der einen Hand nach der Thür, legte hernach beide Hände auf den Mund, und ging endlich stumm zur Thür hinaus.

„Ich folge Dir, wohin Du mich führst,“ — sagte plötzlich Adelheid, und fiel ihrem Bruder um den Hals.

Therese mußte ihren Vater hohlen, und während sie abwesend war, erzählte Adelheid ihrem Bruder unter vielen Küssen, was Therese werth wäre, und der Ritter dankte seiner

Schwester unter vielen Küssen, daß sie ihm die Erzählung gemacht hätte.

Der Castellan, der Ritter, Therese, und Adelheid entwarfen nunmehr den Plan zur Flucht. Und als die Nacht eingetreten war, schlichen die beiden Mädchen und der Ritter durch den unterirdischen Weg, der unter dem Graben der Burg hinging, und den der Castellan ihnen eröffnete, an den Ort, wo drey wohlbewaffnete Reiter, und drey gesattelte Rosse ihrer warteten.

„Herr," — sagte einer von drey Reitern zum Ritter — „es ist möglich, daß der Weg nicht rein ist. Es ist nicht lange, so ging ein Kerl vor uns vorbey, den wir nicht kannten, und kurz drauf hörten wir dort an der Waldecke einen zu Pferde davon sprengen. Wir mögen auf unsrer Huth seyn: die Gräfinn ist listig."

„Nun so müssen wir um desto mehr eilen," — sagte der Ritter, und der ganze Zug eilte sogleich davon.

Man hatte bereits einige Stunden Wegs glücklich zurückgelegt, und man kam nun an

einen düstern Wald. Man hielt an, und horchte, ob alles ruhig wäre, und man hörte keinen Laut. Man vertraute sich getrost dem Dunkel des Waldes an, und erreichte endlich eine Stelle, wo sich der Weg in drey Zweige theilte, von denen man den mittelsten zu wählen hatte.

„Halt!“ — schrie es plötzlich vorwärts, und rechts, und links — und am Eingange jedes Wegs hielt ein geharnischter Reiter.“

„Haut ein!“ — rufte der Ritter von Andosse seinen gewaffneten Gefährten zu, und diese ließen sichs nicht zweymahl sagen.

Adelheids Roß war der flüchtigste Renner aus dem Marstalle des Grafen. Kaum hatte sie das gräßliche Halt! gehört, als sie, ohne ein Wort zu sagen, umlenkte, und mit verhängtem Zügel zurückjagte. Sie hatte etwa tausend Schritt zurückgelegt, als sich rechts ein Seitenweg in den Wald öffnete. Sie stürzte sich in diesen Weg hinein: das Entsetzen vor Amalrichs oder seiner Spießgesellen Nachfolge trieb sie: die dicksten Finsternisse, die Abgründe, die Felsen, die Sümpfe, auf die sie treffen konnte, flößten ihr kein Grauen ein. Denn

sie floh vor einem Hinterhalte, den ihr Amalrich und die Gräfinn gelegt hatten. Sie verlohr endlich alle Spur von einem Wege; sie war in einen Schlund hinabgekommen, in welchem sie keinen Schritt vor sich hinsehen konnte. Sie stieg von ihrem keichenden Rosse, setzte sich auf den Boden, und erwartete mit dem Zügel an der Hand den Anbruch des Tages. Sie war dem Connetabel entkommen, und dieser Gedanke hielt sie aufrecht.

Während Adelheid, verlassen von allem, was ihr theuer war, in dieser Einöde saß, und wachte, schlief der Ritter von Castellane ruhig in einem lieblichen Wäldchen, und träumte von den Vergißmeinnicht, die sie ihm gegeben hatte.

Aimar und sein Gefährte hatten gestern unter traulichen Gesprächen froh und freudig, und ohne daß ihnen der mindeste Zufall zugestoßen war, ihre Reise bis in die Dämmerung fortgesetzt. Ein kleines Wäldchen an einer sanften Anhöhe, von welcher eine schöne Quelle herabrieselte, zog sie beide so sehr an, daß sie hier ihr Nachtlager aufschlugen. Der Ritter

wachte während der einen Hälfte der Nacht, Silvester während der andern. — Und den folgenden Morgen küßte der Ritter erst seine Heiligthümer, und schwang sich dann aufs Roß.

„Und nun endlich nach Castellane!“ — rufte er begeistert, und man zog von dannen.

Der Tag wurde sehr heiß — man mußte während der größten Hitze in einem schattigen Thale Halt machen — aber gegen Abend, als man eben eine Anhöhe erstiegen hatte, erschienen plötzlich die nahen Thürme von Castellane, — und Aimar stieg vom Rosse, und küßte die Erde.

„Führe mein Roß, Silvester,“ — sagte er — „und ziehe gerade zur Stadt. Du kannst mir nun nicht folgen.“

Sogleich eilte er mit schnellen Schritten davon nach einem Gehölze, und bald drauf war er nicht mehr zu sehen. Das Gehölz führte zum Garten am Schlosse, und er kannte alle Pfade desselben. Jedes Plätzchen, jede Quelle, jeder Felsen erneuerte hier ein süßes Andenken in ihm. Hier hatte er als

Kind Blumen für seine Mutter gepflückt, hier war er nach Schmetterlingen umher gesprungen. An jenem kleinen Bache hatte er einen jungen Kukuk in dem Neste eines kleinen Vögelchens gefunden — an jenem Hügel hatte er einen Stahr gehascht, und hernach groß gefüttert, und der Stahr war ihm alsdenn allenthalben nachgeflogen — und dort hatte er eines Abends einen verschmachteten Pilgrim gefunden, und war nach Vater und Mutter gelaufen, daß sie den armen Mann laben sollten, und Vater und Mutter hatten ihn deßwegen so sehr geküßt, und ans Herz gedrückt.

Er trat aus dem Gehölze in den Garten, und die ganze Hinterseite des Schlosses stand plötzlich vor seinen Augen da, und zeigte ihm ihre Zinnen, und ihre Thürme. Aber der Garten war wüst und leer, die Dornen und das Unkraut hatten sich der Blumenbeete, der Wasserbecken, und der Wege bemächtigt.

Er schritt geschwind durch die Wüsteney hindurch, die ihm das Herz beklommen machte, ging langsamer über eine Brücke, und durch

einige Höfe des Schlosses, die mit Gras bewachsen waren, und kam endlich in den innern großen Hof des Schlosses, der gleichfalls mit Rasen bedeckt schien, und sah eine Zeit lang rund um sich in die Höhe. Es war allenthalben ein Stillschweigen, wie im Grabe, und wenn es in diesem ehemahligen Sitze der Freude und der Gastfreyheit noch irgend lebendige Bewohner gab, so mußten sie noch sämmtlich schlafen. Aus zerstreuten Federn von Tauben und andern Vögeln, die hie und da umher lagen, konnte man auch wirklich schließen, daß die jetzigen Bewohner nur des Nachts wachen möchten.

Plötzlich fielen Aimarn die Stufen in die Augen, die zum großen Saale führten, und von welchen er so oft an der Hand seines Vaters oder seiner Mutter herabgesprungen war, um mit ihnen in den Garten, oder auf das Feld, oder in die Stadt zu gehen. Er eilte mit schnellen Schritten hinzu, stürzte sich an der untersten Stufe nieder, und küßte sie.

„Seyd mir gegrüßt, geheiligte Stufen!“ — sagte er im Tone der höchsten Begeisterung.

Er lag noch ein Weilchen so, und benetzte den gefühllosen Stein mit Thränen der Freude und der Wehmuth. — Dann richtete er sich plötzlich wieder auf, warf den Mantel und die Robe eines Troubadours ab, und stand nun in der blanken Rüstung da, die ihm der Graf von Forcalquier geschenkt hatte. Jetzt wendete er sich nach der Begräbnißkapelle zu, die ihr Thürmchen aus einem der Winkel dieses Hofes emporhob, zog sein Schwert, und that einige Schritte vorwärts.

„Und Du, ehrwürdige Asche meiner Großväter!“ — hub er feierlich an, und senkte das Schwert — „sey mir vorzüglich gegrüßt! — und wisse, daß von nun an das Schwert gezogen ist, das Dich rächen soll — und daß der Arm, der das Schwert gezogen hat, nicht eher Rast haben wird, als bis die Rache vollzogen ist.“

„Amen! Amen! und nochmahls Amen!“ — sagte plötzlich eine dumpfe Stimme, die von der Kapelle herkam.

Aimar stutzte: er strengte seine Augen an — und aus einer der offnen Vorhallen der

Kapelle schritt an einem knotigen Stabe ein Greis mit einem schneeweißen langen Barte hervor, der aus seinen hellen muntern Augen ihn freundlich anlächelte.

„O, verschwinde nicht, heiliger Schatten!“ — schrie Aimar — „verschwinde nicht, ehe Du mein Schwert geweiht hast.“

Der Greis schritt immer vorwärts: Aimar sprang ihm entgegen, und hielt ihm das Schwert hin.

„Ja, ich weihe es,“ — sagte der Greis, und legte seine Hand auf das Schwert — „Heil und Sieg sey diesem Schwerte! — Aber ich bin kein Schatten; ich komme nur von den Schatten her; denn ich bethe seit drey Monathen alle Abende bey jenen heiligen Gräbern, daß Ihr bald erscheinen mögt. — Meine Wünsche sind gesättigt, mein Gebeth ist erhört, und meine Weissagungen sind erfüllt. Denn Ihr seyd der Erbe derer, die dort ruhen; und wenn mir das Eure Worte nicht verrathen hätten, so verriethen mir es Eure Gesichtszüge. — Folgt mir in meine Wohnung; dort sollt Ihr

erfahren, wie Ihr Eurer Väter würdig werden könnt."

Aimar folgte in staunendem Schweigen dem ehrwürdigen Greise nach seiner Wohnung.

Sie gingen eben durch das Thor, das nach der Stadt führte, als ein kleiner Knabe von sieben bis acht Jahren außer Athem gesprungen kam, und vor lauter Eile gerade vor den Füßen des Greises hinfiel.

„Vaterchen," — schrie er, noch ehe er aufstand, und konnte kaum reden — „meine Dohle — hat alleweile — zum ersten Mahle — gesagt: „Der Fürst ist da! der Fürst ist da! — Und da schnarrt sie recht darzu — und o! ich bin vor Freude — bald gestorben — daß sie was gelernt hat."

Er war mit seiner Erzählung noch nicht ganz fertig, als die Dohle mit ihrem Schellchen am Halse geflogen kam, sich auf die Schulter des Knaben setzte, und sagte: „Der Fürst ist da! der Fürst ist da!"

„Nun weißt Du was?" — sagte der Greis gelassen — „nun geh, und lerne ihr

auch noch: „der Fürst hat sein Land wieder! der Fürst hat sein Land wieder!“

„Ja, Vaterchen!“ — sagte der Knabe freudig, und sprang davon. Und die Dohle flog ihm nach, und rufte: „der Fürst ist da! der Fürst ist da!“

„War das Euer Sohn?“ — fragte Aimar, dem das Wort Vaterchen aufgefallen war, und sah den Greis betroffen an.

„Nein, Herr! aber er stammt von mir ab.“

Als sie zehn Schritte weiter gekommen waren, ging ein schönes junges Weib vor ihnen vorüber, das ein Körbchen mit Gartenfrüchten am Arme hatte.

„Vaterchen!“ — rufte sie von weitem — „hat Dirs mein Philipp gesagt, daß seine Dohle gelernt hat: „der Fürst ist da?“ — Ich stand dabey, wie es die Dohle im Garten zum ersten Mahle sagte. Aber wenn ich den Jungen nicht beym Rocke erwischte, so sprang er mir gerade durchs tiefe Wasser durch, und zu Dir. — Aber gebs doch Gott, Vaterchen, daß Deine Worte einmahl eintreffen!“

„Man muß nur nicht verzweifeln," — sagte der Greis gelassen, und das Weib ging vorüber.

„War das Eure Tochter?" — fragte Aimar, und wischte sich eine Thräne aus dem Auge.

„Nein, Herr! aber sie stammt von mir ab."

Man ging schweigend weiter, und man kam an eine Felsentreppe, die man ersteigen mußte. Sogleich trat aus dem nächsten Hause ein Mann von etwa funfzig Jahren hervor, und both dem Greise die Hand, um ihn die Stufen hinauf zu führen.

„Vaterchen!" — sagte er — „Du steigst ja heute, wie unser einer. Aber weißt Du, daß ich vorhin bald ein Unglück gehabt hätte? — Mein Enkel, der Philipp, will Dir sagen, daß seine Dohle gesagt hat: „Der Fürst ist da!" und findet Dich nicht oben, und springt dort gerade den Felsen herunter. — Wollte Gott, der Fürst wäre endlich da!"

„Man muß nur nie den Muth sinken lassen," — sagte der Greis ein wenig bedeu-

tend, und entließ den Mann an der obersten Stufe.

„Das war also Euer Sohn?“ — fragte Aimar, der gar nicht mehr wußte, was er von allen diesen Erscheinungen denken sollte.

„Nein, Herr! aber er stammt von mir ab.“

Sie hatten noch wenige Schritte bis zu der Thür eines artigen Hauses zu gehn, in welcher ein Alter mit einem silbernen Barte den Greis zu erwarten schien. Der Alte mit dem silbernen Barte nahm dem Greise ehrerbietig den knotigen Stab ab; der Greis führte den fremden Ritter ins Haus, und der Alte mit dem silbernen Barte folgte ihnen. Man trat in ein reinliches freundliches Gemach.

„Herr, Ihr habt nach meinen Kindern gefragt,“ — fing der Greis an — „das hier ist der jüngste von meinen Söhnen, und außer ihm habe ich deren noch viere am Leben.“

Der Alte mit dem silbernen Barte hatte kaum dem fremden Ritter die Hand gedrückt, als ein munteres Mädchen mit brennendschwarzen Augen hereintrat, dem Ritter gleichfalls

die Hand drückte, und dann den Greis leise um etwas fragte. Der Greis gab ihr leise Antwort, und sie sprang eilig davon.

„Und die da hinausging," — sagte der Greis wieder — „ist eine von meinen hundert und zwölf Urenkelinnen, und hält mir Haus. — Aber Du, mein Sohn Anton, gehst sogleich, und machst nebst Deinem Sohne Anton, und nebst Deines Sohnes Sohne Anton noch diesen Abend in Castellane bekannt...."

„Doch nicht etwa . . ." — fing der Alte mit dem silbernen Barte hastig an, und getraute sich nicht fortzufahren.

„Daß der Fürst da ist, mein Sohn — und daß er morgen mit dem frühesten auf den Marktplatz kommen wird, und daß ihn diese Nacht niemand stören soll."

Der Alte wollte sich sogleich dem Ritter zu Füßen werfen, aber der Ritter kam ihm zuvor, ergriff seine beiden Hände, drückte sie an sein Herz, und umarmte ihn. Der Alte ging dann augenblicklich davon, um die Befehle des Greises zu vollziehn. Allein er war nicht lange fort, als ungefähr ein halbes Dutzend Men-

schen im Gefolge von wenigstens hundert Personen den armen Silvester auf den Händen vor die Hausthür getragen brachten. Sie setzten ihn hier sanft ab, und er trat ganz verstört herein.

„Herr," — sagte er — „erbarmt Euch meiner! Ganz Castellane ist in Aufruhr. Wo meine Rosse diese Nacht zubringen werden, weiß ich nicht. Aber wenn sie schlafen müssen, wo ich schlafen soll, so schläft jedes in allen Häusern der Stadt zugleich. — Geklatzscht habe ich freilich, das ist wahr, aber es soll noch obendrein ein Vogel geklatzscht haben. — Und kurz, Herr, Ihr seyd doch Einmahl mein Lebendiger, und so müßt Ihr auch Euern Knappen bey Ehren erhalten. Und ich schämte mich zu Tode, wenn einmahl die andern Knappen sagten, ich hätte meines Herrn Rosse im Stiche gelassen."

Der Greis stand sogleich auf, trat in die Hausthür, und erhob die Hand. Alles wurde still.

„Kinder," — sagte er freundlich — „der Stallmeister bleibt diese Nacht, wo sein

Herr ist; und die Rosse bleiben, wo der Stallmeister ist. Geht jetzt ruhig nach Hause. Morgen mit dem frühesten erscheint auf dem Marktplatze: da sollt Ihr mehr erfahren."

Sogleich zerstreute sich der Haufen, und kurz darauf wurden die Rosse herbeygeführt. — Nachdem die kleine Abendmahlzeit vorüber war, zu welcher die geschäftige Urenkelinn in der Geschwindigkeit zugeschickt hatte, und an welcher der neue Stallmeister mit Antheil nehmen mußte, führte der Greis den Ritter in ein andres Gemach.

„Herr," — hub er nunmehr an — „Ihr seht in mir einen Mann von sieben und neunzig Jahren, und den ältesten Diener Eures Hauses. Ich habe Euerm Urgroßvater als Schildknappe gedient, und Euern Großvater oft auf meinen Armen getragen. Unter Euers Großvaters Regierung war ich Castellan vom hiesigen Schlosse, und unter Euerm Vater war ich Oberpfleger von einigen seiner Herrschaften. — Ich habe viel erlebt, und habe mir ein wenig Erfahrung gesammelt. Die Bewohner

von Castellane und von der Nachbarschaft haben einige Achtung für mich; und weil sie sich bey meinem Rathe immer wohl befunden haben, und weil oft eingetroffen ist, was ich ihnen vorausgesagt habe, so glauben sie, daß ich zukünftige Dinge weiß. — Ich konnte mir nie vorstellen, daß Ihr das Erbe Eurer Väter schimpflich aufgeben würdet; ich behauptete unaufhörlich, Ihr würdet plötzlich kommen, sobald Ihr im Stande wärt, ein Schwert zu führen. Weil ich beständig an Euch dachte, träumte mir vor drey Monathen in drey verschiedenen Nächten hinter einander, Ihr ständet in Euerm Schloßhofe, und fordertet die Castellaner auf, die Waffen zu ergreifen. Ich erzählte meine Träume meinen Kindern wieder, und seit der Zeit warten alle Castellaner auf Eure Erscheinung, und ich gehe alle Abende nach der Begräbnißkapelle im Schlosse, um zu bethen, daß Ihr bald kommen mögt. Der Ewige sey gepriesen! Ihr seyd gekommen, und Euer Volk brennt vor Verlangen, Euch zu huldigen. — Meine Worte sind Wahrheit gewesen, und Amalrichs Worte waren Lügen."

„Amalrichs Worte? Amalrichs?“ — fragte der Ritter hastig.

„Herr, wir hatten Amalrichs Vater noch nicht gehuldigt, als er erschlagen wurde, und wir haben Amalrichen selbst noch nicht den Eid der Treue geschworen. Aber nur vor Kurzem schickte er einen Mönch an uns, der im Nahmen des Cardinal-Legaten uns anbefehlen sollte, sogleich den Eid zu leisten, und dabey ließ er uns sagen, Ihr wärt nunmehr in einem Kloster zu Avignon ein Mönch geworden, und hättet auf alle Eure Erbländer Verzicht gethan.“

„Amalrich hat gelogen, ehrwürdiger Vater,“ — rufte Aimar.

„Das wußt' ich. Der Mönch bekam von den Castellanern zur Antwort, der Erbe der Barone von Castellane könnte kein Mönch werden — und mit dem Bescheide zog er wieder davon. — Aber nun, Herr, habt Ihr keinen Augenblick zu versäumen. Ich habe alles vorbereitet; die Mannschaft, die Unterbefehlshaber, die Rosse sind bereits ausgezeichnet; und diese Nacht werden aus einigen unterirdischen

Gewölbern des Schlosses, die ich allein kenne, zweyhundert vollständige Rüstungen ausgegraben. Für Euch selbst liegt die schöne Rüstung Euers Großvaters, sein prächtiger Helmbusch, und sein fürchterliches Schwert bereit. Das Schwert Euers großen Ahnherrn wird in Eurer Hand Wunder thun. — Mit Anbruche des Tags wird sich das Volk auf dem Marktplatze versammeln, ich werde Euch alsdenn hinabführen, ich werde Euch dem Volke zeigen. Lehnt alle Ehrenbezeigungen ab, verbittet alle Feierlichkeiten, aber ruft die Castellaner zu den Waffen: und binnen wenigen Stunden sollt Ihr an der Spitze von zwey hundert geharnischten Reitern stehen, die dem Feinde nie den Rücken kehren werden.

„O, Dank sey Euch, ehrwürdiger Greis! Nehmt meinen Ritter-Handschlag an, daß ich Eure Wohlthaten nie vergessen, daß ich mich Eurer väterlichen Vorsorge nie unwürdig zeigen werde.“

Der Ritter gab dem Greise den Handschlag, und der Greis umarmte ihn.

„An der Spitze dieser auserlesnen Mannschaft“ — fuhr der Greis dann fort — „werdet Ihr mit Anstand bey dem Heere des Grafen von Toulouse erscheinen können, das jetzt in der Nähe von Montpellier gelagert ist. Aber die Augenblicke sind kostbar, und übermorgen vor Sonnen-Aufgang müßt Ihr sogleich abziehn. Denn in zehn Tagen werden sich der Connetabel und der Graf von Toulouse eine Schlacht liefern, und der Ausgang dieser Schlacht wird entscheidend seyn. Trügen mich meine Ahndungen nicht, so werdet Ihr mit Euern Castellänern dem wichtigen Kampfe den Ausschlag geben. — Aber nun bedürft Ihr der Ruhe. Dort seht Ihr Euer Lager, so gut ich es Euch geben kann. Gute Nacht!“

Der Greis ging hinaus, und überließ den Ritter seinen Entzückungen.

„O, Adelheid! o, Therese!“ — rufte Aimar nach einigen Augenblicken — o, daß ich Euch sogleich erzählen könnte....“

Er brach mitten in seiner Ausrufung ab, denn jetzt besann er sich plötzlich, daß er in Castellane war, und daß er da einen wichtigen

Brief zu öffnen hatte. Er zog ihn sogleich hervor, küßte ihn, öffnete ihn, und las:

„Die Schutzheilige befiehlt mir, geliebter Freund, daß ich Euch diese Haarlocke als Strafe erlegen soll: und ich bitte Euch, daß Ihr zu meinem Vater nach Andosse eilt, und ihm den Ring vorzeigt, den ihr von mir erhalten habt."

„Adelheid."

Der Ritter war vor Freuden außer sich. Der Greis, die zwey hundert Rüstungen, der Marktplatz von Castellane, der Graf von Toulouse waren plötzlich aus seinen Augen verschwunden. Er sah nichts vor sich, als den Brief, den er hundertmahl las, und die schöne Haarlocke, die er hundertmahl küßte.

Allein jetzt entstand ein heftiger Streit in ihm. Wie konnte er nach Andosse eilen, da er nach Montpellier ziehn mußte? und wie konnte er nach Montpellier ziehn, da er nach Andosse eilen mußte? — Die Ehre rufte: „Zieh nach Montpellier!" — Die Liebe rufte: „Mache Dich auf nach Andosse!" — Die Ehre befahl, die Liebe geboth; jede von beiden forderte unbe-

dingten Gehorsam. Endlich sprang der Ritter freudig auf, und ging hastig einige Mahl auf und nieder. Die Liebe hatte nach langem Kampfe plötzlich ein Mittel erfunden, sich mit der Ehre zu vergleichen: das Mittel leistete beiden Theilen Genüge, und es ward willig angenommen. Und nun verwahrte der Ritter noch seine Heiligthümer, und warf sich dann zufrieden auf sein Lager.

Der Greis selbst weckte ihn am folgenden Morgen, und sagte ihm, daß schon alle Straßen von Menschen angefüllt wären, die seiner warteten. Silvester half ihm die prächtige Rüstung seines Großvaters anlegen, und erstaunte über das schöne Ansehen, das diese Rüstung seinem Lebendigen gab. Der Greis ließ auch Silvestern eine Rüstung reichen, und der Ritter wunderte sich hinwiederum, daß sich Silvester so gut drein zu schicken wußte.

Der Enkel Anton brachte endlich die Nachricht, daß alles bereit wäre. Der Greis ließ sich auf ein Roß heben, und ritt voran. Ihm folgte Aimar mit aufgezognem Visiere, und

mit bloßem Schwerte. Dem Ritter folgte Silvester mit Schild und Lanze seines Herrn.

Der Zug hatte sich kaum in Bewegung gesetzt, als schon durch alle Straßen das Freudengeschrey ertönte. Der Ritter grüßte freundlich links und rechts mit gesenktem Schwerte, und Silvestern rollten die Thränen über die Wangen in den Panzerkragen herab. Als man durch das Gedränge hindurch auf den Marktplatz gekommen war, erhob der Greis seine Rechte, und bald ward ein tiefes Stillschweigen.

Aimar stieg von seinem Rosse, und trat auf die oberste Stufe an einem steinernen Kreuze, das auf dem Platze stand.

„Brave Castellaner," — rufte er mit lauter Stimme — „erkennt in mir den Erben Eurer alten unabhängigen Erbfürsten, der Barone von Castellane. Wollt Ihr von Amalrichs Joche befreyt seyn, so ermannt Euch, denkt an die Thaten Eurer Voreltern, die das Land den Saracenen entrissen, und greift zu den Waffen — zu den Waffen — zu den Waffen!"

Ein fürchterliches Geschrey: „Zu den Waffen! zu den Waffen! erhob sich sogleich auf dem Platze, und verbreitete sich von demselben bis in die entferntesten Straßen. In der schönsten Ordnung rückten allmählich unter dem Schalle der Trompeten und mit fliegenden Fahnen aus den vier Straßen, die auf den Platz stießen, vier Schaaren geharnischter Reiter, jede Schaar von funfzig Mann, durch das weichende Volk hervor, schwenkten sich vor dem steinernen Kreuze, und waren plötzlich in Einen Haufen zusammengeschmolzen.

Augenblicklich ritt Anton Florian — der Alte mit dem silbernen Barte — hervor, zog sein Schwert, und hob es gen Himmel.

„Siegen oder sterben!“ — rufte er mit einer Stimme, die über den ganzen Platz ertönte.

„Siegen oder sterben!“ — ruften die zwey hundert Geharnischten, und ihre Anführer, und schlugen ihre gezognen Schwerter zusammen.

„Siegen oder sterben!“ — antwortete Aimar auf der obersten Stufe des steinernen

Kreuzes, und hieb mit seinem Schwerte kreuzweis in die Luft.

Die Schwerter klirrten, die Rosse wieherten, die Trompeten schmetterten, und das Volk jauchzte. Und jetzt erhob sich vor aller Augen auf dem höchsten Thurme des Schlosses die große Heerfahne des Landes, die seit langen Jahren nicht gesehen worden war.

Der ganze Tag verging nun mit Anordnungen. Aimar ritt mit dem Greise, mit dem Alten, und mit einigen andern Befehlshabern umher, besichtigte die Mauern, die Brücken, die Graben, die Thürme der Stadt und des Schlosses. Alle Hände der Stadt streckten sich dar, um die Befehle eines Erbfürsten zu vollziehen, der dem Uebermuthe von Amalrichs Gewalthabern ein Ende machen wollte, und die Bewohner des flachen Landes drängten sich, um Zufuhr von Lebensmitteln anzubiethen.

Die zwey hundert Geharnischten hatten bereits den Befehl, sich morgen mit dem Aufgange der Sonne zum Abzuge bereit zu halten. Aimar begleitete den Greis in seine Wohnung, nahm mit heißen Thränen des Dankes und der

Freude von ihm Abschied, und schlief nun diese Nacht wieder zum ersten Mahle, bewacht von seinen jauchzenden Castellanern, in einem in der Eile zubereiteten Gemache des Schlosses seiner Väter.

Der Tag brach an, die Trompete weckte; Aimar zog aus, und die Hälfte der Einwohner von Castellane gab ihm und seinen zwey hundert mehr als eine Stunde weit das Geleite.

Als sich der Tag neigte, winkte Aimar dem Alten mit dem silbernen Barte, und ritt mit ihm, und mit Silvestern bey Seite.

„Lieber Vater Anton," — sagte er zu dem Alten — „eine der wichtigsten Angelegenheiten nöthigt mich, den Zug auf einige Tage zu verlassen. Ich gebe Euch hiermit den Oberbefehl über meine wackern Castellaner, und ich verlange von Euch, daß Ihr sie ohne Aufenthalt nach Beaucaire führt, wo ich vermuthlich noch vor Euch eintreffen werde. — Sollte ich jedoch wider Verhoffen bey Eurer Ankunft noch nicht in Beaucaire seyn, so trage ich Euch hiermit auf, den Zug ohne Unterbrechung nach Montpellier fortzusetzen, und Euch nebst Euern

Castellanern dem Grafen von Toulouse von meinetwegen darzustellen. — Ich werde schon nachkommen — und Dich, mein lieber Silvester, sehe ich dann auch wieder.“

Der Alte mit dem silbernen Barte versprach, daß er pünktlich gehorchen wollte, und erinnerte den Ritter bloß, daß er sich nicht von der Straße entfernen möchte. Aber Silvester erschrak, daß ihm das Herz pochte, weil sein Wille gar nicht gewesen war, sich jemahls von seinem Lebendigen zu trennen.

Aimar schlug sogleich eine Straße ein, die rechts abging, und — nach Andosse führte. Denn das war eben der Vergleich, den vorgestern Nachts seine Liebe mit seiner Ehre getroffen hatte.

Der Weg führte ihn durch ein finstres Waldgebirge. Allein die Nacht war ziemlich hell; und ein Ritter, der eine Haarlocke seiner Dame auf seinem Herzen hat, und der einen Ring am Finger trägt, den er ihrem Vater zeigen soll, hat weder die dickste Nacht, noch das finsterste Waldgebirge zu fürchten. Er ritt wirklich die ganze Nacht durch, und ihm be-

gegnete kein Unfall, als daß er die Eulen heulen, und die Uhue pfauchen hörte.

Allein gegen den Morgen wurde er müde, und als er an einen grünen Platz kam, der rund herum von dichtstehenden Bäumen verschlossen war, stieg er von seinem Rosse, spannte es ein wenig, und ließ ihm die Freyheit zu grasen. Er selbst setzte sich, lehnte sich an einen Baum, und schlummerte. Allein er schlummerte, wie die Ritter, die nach Andosse reisen — das ist, mit halboffnen Augen.

Er hatte wirklich einige Stunden lang bald die Augen geschlossen, bald mit ein paar Blicken nach seinem weidenden Rosse gesehn, als er plötzlich in der Ferne das ängstliche Geschrey eines Weibes hörte, dem irgend eine Gewalt angethan wurde. Das Geschrey hören, aufspringen, das weidende Roß entspannen, und sich aufsetzen war Eins.

Allein wenn er durch das dichte Gebüsch dringen wollte, das zu dem immer fortdauernden Geschrey führte, so mußte er wieder absitzen, und sein Roß am Zügel führen. Das Geschrey schien sich zu entfernen; er folgte ihm,

so geschwind als er konnte. Aber ehe er sichs versah, stand er zwischen nackten Klippen und Felsen, und sah weder einen Eingang, noch einen Ausgang. Das Geschrey hatte aufgehört, aber von weitem rollte der Donner.

Weil er gewiß glaubte, daß es in der Nähe einen bewohnten Ort geben müßte, so klimmte er mit seinem Rosse Klippen auf, und Klippen ab, um den Ort zu erreichen: aber der Himmel bedeckte sich immer mehr, und der Ritter verlohr den Faden zum Umkehren.

Das Ungewitter näherte sich. Die Luft fing an zu brausen — das Licht des Tages verlöschte — der Sturm entwurzelte die Bäume — die Blitze peitschten die Felsen — die Donner erschütterten den Boden — und der Ritter hielt sich für glücklich, daß er sich und sein Roß unter einem Felsenstücke, das sich zum Sturze neigte, vor dem alles zerschmetternden Hagel schützen konnte.

Als das Ungewitter vorüber war, zog er sein Roß unter dem Felsen hervor, und sah um sich her, wo er am besten wieder die Höhe erreichen könnte. Plötzlich erblickte er hundert

Schritte von sich einen langen baumstarken Kerl, der wie ein Laufer gekleidet war, und eine Art von Waldhorn an der Seite hängen hatte. Der Kerl bemerkte ihn nicht, stand nachlässig an einen Baum gelehnt, und schien das Abfließen des Gewässers zu erwarten. Der Ritter rufte, der Kerl kam sogleich herbey.

„Mein Freund, ich habe mich verirrt;“ — sagte der Ritter — „wo liegt der nächste bewohnte Ort?“

„Herr Ritter,“ — sagte der Kerl — „der nächste bewohnte Ort ist ein altes Ritterschloß auf einem hohen Felsen. Mein Weg trägt mich eben dahin, und wollt Ihr mir folgen, so sind wir in einer Stunde da. Der Herr vom Schlosse ist ein Mann, der seines Gleichen weit und breit nicht hat, und Ihr werdet mit Freuden aufgenommen werden.“

„Gut, mein Freund! geh voran, ich folge Dir.“

Der Laufer kannte alle Winkel dieser Wildniß, und wußte alle Furthen der angeschwollnen Bäche zu finden. Uebrigens schienen die

Wege, die er nahm, sehr wenig, bisweilen gar nicht betreten zu seyn. Als man sich durch eine lange schauerliche Schlucht bis an das felsige Bett eines brausenden Waldbachs herabgewunden hatte, erschien dem Ritter endlich auf einem fürchterlichen Felsen, der sich vom Ufer des Bachs in die Höhe bäumte, ein altes Bergschloß von mürrischem Ansehen, das wie ein Schwalbennest auf die Stirn des Felsen angeklebt zu seyn schien.

„Nun sind wir den Augenblick da, Herr Ritter," — sagte der Laufer.

Aber man war noch nicht den Augenblick da. Denn man mußte sich erst auf einem Wege, der sich bald rechts, bald links wendete, und dem das Tageslicht sehr sparsam zugemessen war, über Baumwurzeln und über schlecht erhaltne Brücken durch einen dumpfigen Fichtenwald hinaufschlingen, bis man auf die Seite des Schlosses kam, welche einen engen Zugang darboth.

„Aber, mein Freund," — fragte Aimar, als er endlich die Zugbrücke vor sich sah — „wie heißt denn eigentlich der Herr des Schlosses?"

„Er heißt — nun Ihr sollts erfahren, wie er heißt. Unser einer weiß nicht alle Nahmen. Seht Ihr, man heißt das Schloß — wie das so zu gehn pflegt — man heißt es nur schlechtweg das Waldschloß; und den Herrn heißt man — nun das ist natürlich — den heißt man den Waldschloßherrn.“

„Ist er Ritter?“

„Ach, ja! ich glaube. — Ich habe ihn selbst reiten sehn.“

„Du bist wohl nicht weit in die Welt gekommen, mein Freund?“

„Da mögt Ihr Recht haben, Herr Ritter. Allzuweit ist nicht weit.“

„Wir sind an der Brücke. Stoße ins Horn!“

„Herr Ritter, ich habe gar kein Herz.“

„Ins Horn zu stoßen?“

„Nein, Herr Ritter, das eben nicht! Aber wenn ich Euch ansehe, so wünschte ich mir so viel Herz zu haben, als Ihr habt.“

„O, davon sprechen wir jetzt nicht. Ich bin müde und matt. Stoße ins Horn.“

„Nun weil Ihrs haben wollt. — Aber,

Heer Ritter, es dauert mich, daß ich kein Herz habe."

„Stoße ins Horn!"

Der Laufer stieß ins Horn. Man antwortete nicht.

„Herr Ritter, ich bin so verwirrt, daß ich nicht das rechte Zeichen geben kann."

„Nun so gib das rechte Zeichen."

Der Kerl gab es nunmehr. Es waren drey langgedehnte, dumpf heulende Töne, und ihnen antworteten nach einem Weilchen drey ähnliche Töne aus dem Schlosse.

Man wartete ein wenig — und jetzt ließ sich knarrend die Zugbrücke herab, und ein kleines niedriges Thürchen im Thore öffnete sich. Der Ritter führte sein Roß über die Brücke und durch das Thürchen, und sein Führer folgte ihm. Sogleich hinter ihren Schritten stieg die Brücke wieder auf, und das Thürchen verschloß sich. Noch war keine menschliche Gestalt zu sehen, und der Laufer entfernte sich.

Endlich hörte der Ritter etwas eine Wendeltreppe herab kommen, die zu dem Thürmchen über dem Thore führen mochte: und es trat ein

schwarzer hagerer Kerl hervor, dessen zersetztes Angesicht von ein paar dichten überhängenden finstern Augenbraunen noch fürchterlicher gemacht wurde. Er trug über einem Wammes, das ehedem dunkelbraun gewesen seyn mochte, einen langen rothen Mantel, der an einigen Stellen durchlöchert war, und auf seinem niedergeschlagnen Hute nickte ein schmutziger hoher Federbusch.

„Mein Freund," — sagte der Ritter höflich — „oder — seyd Ihr etwa selbst der Herr dieser Burg?"

„Nur der Burgvogt, Herr Ritter," — antwortete der Kerl, und betrachtete den Ritter mit einer freundlich grinzenden Miene vom Kopfe bis zu den Füßen — „aber wenn der Herr nicht zu Hause ist, so empfange ich die vornehmen Ritter, die meinem Herrn die Ehre geben, an seiner Statt."

„Ich habe mich im Walde verirrt, mein Freund."

„Das schadet nichts, denn Ihr könnt nirgends besser aufgehoben seyn, als bey meinem Herrn."

„Und ich wollte bloß bitten, daß ich mich ein paar Stunden erfrischen dürfte, und daß Ihr mir dann einen Wegweiser gäbt, der mich auf den Weg nach Beaucaire brächte.“

„Herr Ritter, wenn ich Euch ohne ein Nachtlager abziehn ließe, so jagte mich mein Herr aus dem Dienste. Er ist mit seiner ganzen Gesellschaft auf der Jagd — denn die Jagd, und hernach solche Gäste, wie Ihr seyd — das ist sein ganzes Leben — und es hat gewiß noch keiner seiner Gäste über ihn klagen können. — Gegen Abend erwarten wir ihn zurück, und Ihr könntet auch heute gar nicht aus dem Walde geleitet werden: denn der Wald ist zu lang, und die Nacht ist keines Menschen Freund. — He! Niccolo! — Markolph! — Hurtig, sonst will ich Euch Beine machen.“

Niccolo und Markolph kamen. Niccolo war der Laufer, der den Ritter hieher gebracht hatte; Markolph schien ein Stallknecht zu seyn, aber die Lumpen, in die er gekleidet war, machten seinem Herrn wenig Ehre.

„Und Du, Niccolo,“ — fing der Burgvogt wieder an — „bleibst ein Esel, man mag

an Dir ziehn, wie man will. Mußtest Du denn den vornehmen Herrn hier stehen lassen? — und konntest Du ihm nicht das Roß abnehmen? — Soll ichs etwa dem Herrn wiedersagen? Das weißt Du, wie der ist, wenn seine Gäste nicht gut bedient werden. Du hast ohnedem schon das und jenes auf dem Kerbholze. — Nehmts nicht ungnädig, Herr Ritter, daß der Stallmeister nicht da ist. Der Herr hat alle seine Dienerschaft mit auf die Jagd genommen. — Und Du, Markolph, daß der Gaul auf das Beste abgewartet wird! Ich fodre es von Dir. Du ziehst ihn in einen von den Gast-Ställen. Du weißts ja wohl."

„Ich weiß schon, ich weiß schon," — sagte Markolph, und zog mit dem Rosse davon.

„Und Du, Niccolo, kannst Dich fertig machen, morgen früh dem Herrn Ritter den Weg nach Beaucaire zu zeigen."

„Ganz gern! herzlich gern!" — sagte Niccolo.

„Aber durch den Wald selbst, Herr Ritter — gebt nur Achtung, mein Herr selbst gibt Euch das Geleite durch den ganzen Wald. Ich

weiß schon, er thut es nicht anders. — Und nun, Herr Ritter, seyd so gnädig, und kommt mit herauf in die obere Burg."

Der Ritter folgte langsam dem Burgvogte, der vorausging, und als er durch ein zweytes Thor aus dem untern Schloßhofe hinauf in den obern Schloßhof stieg, erblickte er plötzlich an einem Fenster, das ihm gerade entgegen stieß, ein sehr reitzendes Mädchengesicht, das fest auf ihn gerichtet zu seyn schien. Aber fast in eben demselben Augenblicke erschien neben dem Mädchengesichte hinter dem Fenster der Kopf eines häßlichen alten Weibes, der in sehr heftigen Bewegungen war, und sogleich war das Mädchen verschwunden. Der Ritter sah nur noch so viel, daß das Mädchen weiß angekleidet war, und daß ihr schwarzes Haar lang über die Schultern herabfiel.

Der Burgvogt führte den Ritter quer über den obern Schloßhof, dann sechs Stufen hinauf, und dann über das ausgetretne Pflaster eines geräumigen Vorhauses in einen großen Saal. Das Fenster, in welchem der Ritter die Alte und das schöne Mädchen gesehen hatte,

gehörte nothwendig zu diesem Saale. Aber die Alte sowohl, als das schöne Mädchen waren nicht zu sehn.

„Nun, Herr Ritter," — fing der Burgvogt an, und reichte dem Ritter eine schwarze knochendürre Hand dar — „so seyd mir hiermit in meines Herrn Nahmen von ganzem Herzen willkommen! — Aber nun macht es Euch bequem, und legt Schwert und Rüstung ab."

„Es ist hier ein wenig kühl, mein Freund," — sagte Aimar — „und ich habe mich erhitzt. Ich will noch ein wenig warten."

„Wie es Euch gefällig ist! denn bey meinem Herrn hat jeder vornehme Gast seine völlige Freyheit."

„Wie heißt denn Euer Herr, mein Freund?"

„Der Herr von — ach, es ist eine große weitläuftige Familie — er hat Verwandten, er weiß sie nicht alle — aber weil wir ihn nur schlechtweg unsern Herrn nennen — wie das zu gehn pflegt — da vergißt man den Familien-Nahmen. — Ihr kennt das Geschlecht gewiß; denn der Urgroßvater von meinem Herrn hat

bey der Eroberung von Jerusalem mehr als dreyhundert Heiden die Köpfe gespalten."

„Und Euer Nahme, mein Freund?"

„Mein Nahme ist Malcolm, und ich bin schon in manchem Gefechte gewesen, und meinen Herrn habe ich einmahl aus einer Bande Strassenräuber herausgehauen."

„Ist Euer Herr vermählt?"

„Gewesen, Herr Ritter! — Die gute Frau ist vor einem Jahre gestorben, und wir glaubten alle, unser Herr würde ihr vor Gram nachfolgen. Er wollte sich ganz und gar nicht trösten lassen, aber endlich haben es seine Freunde durch Zureden doch so weit gebracht, daß er ein blutarmes Fräulein — eine weitläufige Verwandte — zu sich genommen hat. Eine große Wirthschaft hat er, ein gastfreyer Herr ist er — denn die Gäste nehmen hier gar kein Ende — und da muß er doch eine Wirthinn haben, und da will er das arme Mädchen glücklich machen. Aber das Fräulein ist nun schon seit zwey Monathen da, und es will sich noch nicht schicken. Im Vertrauen gesagt, er ist noch in seinen besten Jahren, denn er wird etwa in die sechzig

seyn; allein er ist ihr zu alt, und doch hat sie im Leben nichts, als ein reinliches Gesichtchen. Ihr werdet sie zu sehen bekommen, Herr Ritter; aber es ist Schade, sie hat seit zwey Tagen einen geschwollnen Hals, und sie kann seit gestern kein lautes Wort sprechen."

„Das Fräulein führt also einstweilen die Wirthschaft?"

„Sie greift ein Bißchen mit zu, wenn vornehme Gäste da sind. Aber die ordentliche Wirthschaft führt ein altes böses Kraut, ein wahrer Hausdrache, an den Ihr Euch aber nicht kehren dürft. Wir wären das alte böse Weib alle gerne los, und wenn Fräulein Juliane heute Ja! sagt, so muß auch morgen die Brigitte fort, und wir geben ihr alle herzlich gern das Geleite bis über die Grenze. Denn der Herr kann sie selber nicht mehr ausstehn. — Aber nun muß ich Euch ein wenig verlassen, Herr Ritter. Laßt Euch die Zeit nicht lang werden; ich will es Fräulein Julianen sagen, daß ein vornehmer Gast da ist."

Malcolm ging hinaus; der Ritter schritt voller Gedanken in dem großen weiten Saale

auf und ab, und machte bey sich die Bemerkung, daß die alte Brigitte eben nicht viel auf Reinlichkeit, und auf Ordnung halten müßte. Auf Einmahl erhob sich im Vorsaale ein gewaltiger Zank.

„Es muß aber seyn!“ — schrie Malcolm — „Der Herr wills so haben.“

„Da muß er den Koch nicht mit auf die Jagd nehmen,“ — schrie noch viel ärger ein altes Weib — „und da muß er den Kellermeister nicht mit auf die Jagd nehmen — und da muß er die Schlüssel da lassen — und da muß er die Gastgemächer nicht zuschließen — und da muß er einem was in die Hände geben — und aus Nichts wird Nichts. — Und das sind lauter dumme Streiche!“

„Nu, nu, nu, Frau Brigitte!“ — sagte Malcolm wieder — „so schreyt doch nicht so. Der vornehme Herr kanns ja hören.“

„Mag ers hören! Ich schere mich nichts drum. Ich wills ihm selber sagen.“

Und augenblicklich öffnete sich die Thür, und der Ritter erkannte sogleich den häßlichen alten Kopf wieder, der ihm kurz vorher neben

dem schönen Mädchengesichte hinter einem Fenster erschienen war.

„Seyd schöne willkommen, Herr Ritter,“ — sagte das alte Weib, und reichte ihm eine schmuzige abgedorrte Hand — „aber nehmt mirs nicht übel, Ihr hättet auch einen andern Tag kommen können. Man hat nichts als seine Schande davon. Denn da nehme ich mir kein Blatt vors Maul, und kurz, wenn unser Herr eine Jagd im Kopfe hat, so ist er auch wie dumm vorm Kopfe, und macht Streiche, wie sie der kleinste Junge nicht macht. Und mit Einem Worte, der Koch ist auf der Jagd, der Kellermeister ist auf der Jagd, die Schlüssel sind auf der Jagd, und ich kann Euch nichts weiter vorsetzen, als einen Eyerkuchen.“

„Mutterchen,“ — sagte der Ritter freundlich — „ängstigt Euch nicht so. Auch des Eyerkuchens bedarf es nicht. Ich bin gar nicht hieher gekommen, um mich köstlich bewirthen zu lassen, sondern ich habe mich verirrt, und ich bitte bloß um einen Wegweiser, der mir den Weg nach Beaucaire zeigt.“

„Nichts! nichts! einen Eyerkuchen von meiner Hand müßt Ihr erst kosten. Das Uebrige wird sich alsdenn schon finden. Und das sage ich Euch, macht mich nicht böse.“

Das Weib ging hinaus, ohne den Ritter weiter anzuhören, aber er war in seinem Herzen nicht gesonnen, etwas von dem Gerichte anzurühren. Er schritt wieder im Saale auf und ab, und wünschte herzlich, daß Fräulein Juliane sich sehen lassen möchte. Uebrigens fand er es gar nicht unwahrscheinlich, daß die allzugroße Neigung zur Jagd und zur Gastfreyheit den Herrn vom Schlosse verhindern konnte, für die Erhaltung der Tapeten und des Geräths in seinem großen Tafelsaale zu sorgen. Denn so viel erhellte aus allen Ueberbleibseln sehr deutlich, daß dieser Saal ehedem sehr prächtig ausgeschmückt gewesen war.

Die Thür öffnete sich endlich, und Malcolm stellte dem Ritter Fräulein Julianen vor. Es war eben das weißgekleidete Mädchen, das er auf einige Blicke gesehn hatte, und dessen Augen so fest auf ihn gerichtet gewesen waren; aber ihr schlanker Hals war dick umwickelt, ihr

ganzer Kopf war eingehüllt, und von ihrem Gesichte sah man nur die Augen und die Nase. Die schwarzen Augen, die von Thränen gelitten zu haben schienen, gebothen Theilnahme; die gebogne Nase geboth Ehrfurcht. Ihre Hand, ihr Fuß, ihr ganzer Wuchs war reitzend; ihr Gang, ihre Stellungen, ihre Bewegungen waren im höchsten Grade edel. — Erst in diesem Augenblicke wurde der Ritter aufmerksam.

Das Fräulein verbeugte sich mit dem liebenswürdigsten Anstande, und Aimar ging ihr entgegen, und küßte ihr ehrerbietig die Hand. Sie zeigte mit dem Finger an ihren Hals, und dann auf ihren Mund, und gab mit einem langsamen Kopfschütteln zu verstehn, daß sie wegen ihres bösen Halses nicht sprechen könnte.

„Ja, seht Ihr, Herr Ritter," — fing Malcolm an, der hinter dem Fräulein stand, und auf alle Mienen des Ritters Acht gab — „Ihr hättet zu keiner unglücklichern Stunde bey uns eintreffen können."

In eben demselben Augenblicke starrte das Fräulein den Ritter mit einer solchen Kraft an, als wenn sie ihn durchsehen wollte, und winkte

dreymahl hinter einander schnell mit den Augenliedern. — Der Ritter verzog keine Miene.

„Ich beklage von ganzem Herzen, schönes Fräulein," — sagte er, und küßte noch einmahl ihre Hand — „Ihr könnt auf mich rechnen, Ihr könnt ganz sicher auf mich rechnen. Denn sobald ich in Beaucaire angelangt bin, schicke ich Euch den berühmtesten Arzt der Stadt."

„Nun, Herr Ritter, heute ist Eure Abreise nicht möglich," — fiel Malcolm geschwind ein — „aber wenn Ihr morgen einen Arzt schicken wollt — Niccolo kann ihn gleich mitbringen."

„Wäre es denn gar nicht möglich, schönes Fräulein, daß ich noch heute nach Beaucaire eilen könnte?"

Sie schüttelte stark mit dem Kopfe; Malcolm nickte hinter ihr, und grinzte freudig mit den Zähnen.

„Gut, mein lieber Malcolm, so bitte ich, daß diese Nacht für mein Roß gesorgt wird."

„Denkt doch an Euer Roß nicht, Herr Ritter. Das ist versorgt."

„Und morgen mit dem frühesten, mein lieber Malcolm. . . .“

„Natürlich! morgen mit dem frühesten!“

Das Fräulein hatte unterdessen ihr Anstarren und ihr Winken einige Mahl wiederhohlt. Der Ritter, der unter Malcolms Auge stand, hatte durch keinen Blick geantwortet.

„Aber nun, mein Fräulein, eine Bitte!“ — sagte er zu ihr — „Wäre denn kein einziges Gemach offen, in welchem ich mir einige Bequemlichkeit verschaffen könnte? — Ich möchte der Last, die ich an mir trage, wohl ein wenig entledigt seyn.“

Gleich, Herr Ritter!“ — antwortete Malcolm — „Ihr dürft ja nur befehlen. — Fräulein, ist denn das grüne Gemach in Ordnung, wo diese Nacht der fremde Herr geschlafen hat?“

Sie schüttelte sehr stark gegen Malcolmen.

„Aber das rothe Gemach?“

Sie nickte Malcolmen zu, und den Ritter starrte sie an.

„Nun, Ihr wißt wohl, wie eigensinnig Euer Herr Vetter ist, wenn seine Gäste nicht

gut gepflegt werden. Ich verlasse mich auf Euch, daß Ihr ihn ins rothe Gemach führt, und für alles sorgt. — Ich komme gleich nach."

Das Fräulein machte eine Verbeugung, und ging voraus. Der Ritter folgte ihr stillschweigend. Sie führte ihn zwey Treppen hinauf, und dann durch einen langen Gang, und dann öffnete sie eine Thür. Sobald sie in das kleine niedrige Gemach hineingetreten waren — das seinen Nahmen vermuthlich von der rothen Farbe der zerrißnen Tapeten, und der durchlöcherten Bettvorhänge haben mochte — ergriff sie seine Hand, drückte sie so sehr, als ein Mädchen nur eine Hand drücken kann, blickte ihn schmachtend an, reichte ihm ein kleines Papier mit einem Zeichen, daß er es gegen das Licht halten sollte, und zog einen Dolch hervor, den er auf ihr Deuten sogleich verbergen mußte. Dann eilte sie schnell davon, ohne sich durch die Bitte des Ritters, daß sie nur Einen Augenblick warten möchte, zurückhalten zu lassen.

Er besah das Papier: es war keine Schrift drauf, allein er entdeckte Nadelstiche. Er hielt

das Papier gegen das Licht des einzigen schmalen Fensters, das im Gemache war, und er las endlich folgende Worte:

„Räuberhöhle — Schlaftrunk im Weine — Mord im Schlafe — stellt Euch freundlich — ich soll mein Probestück machen — rechnet auf mich — ich komme wieder."

Nun wußte der Ritter, woran er war. Aber dem Entsetzen, das ihn in den ersten Augenblicken ergriff, folgte sehr bald die kühle Ueberlegung, was hier zu thun wäre. — Er warf seine Blicke im Gemache umher. — Von seinem Schwerte konnte er in dieser Art von engem, niedrigen Kerker keinen Gebrauch machen; er steckte seinen Dolch so, daß er ihn im Nothfalle augenblicklich zucken konnte. — Er entdeckte außer der Thür, zu welcher er herein gekommen war, noch eine Seitenthür. Sie hatte zwey starke Riegel: er schob die Riegel noch fester an, um wenigstens von dieser Seite vor einem Ueberfalle sicher zu seyn.

Jetzt kam ihm der Gedanke, ob er nicht plötzlich hinabbrechen, und alle, die sich ihm entgegen stellten, einzeln niederstoßen könnte;

allein das Fräulein hatte ihm geschrieben, daß sie wiederkommen wollte, und er gab diesen Gedanken sogleich auf. — Er hatte kaum das Papier in einige Stücke zerrissen, und hinter das Bett geworfen, als er Brigittens Stimme hörte. Sie schalt in Einem Schelten den ganzen langen Gang her auf das Fräulein, das ihr folgte — nennte sie Ein Mahl über das andre ein einfältiges Mädchen — drohte, daß sie es dem Herrn Vetter erzählen wollte, wie albern und wie grob sie gegen den vornehmen Herrn gethan hätte — und befahl ihr, als sie mit einander hereintraten, sogleich dem Herrn Ritter die Rüstung abzunehmen.

„Mutterchen," — sagte der Ritter ruhig — „ereifert Euch nur nicht so. — Das gute Fräulein hat Schmerzen an ihrem Halse — und sie scheint mir überdem sehr schüchtern zu seyn."

„Schüchtern soll sie eben nicht seyn; sie soll höflich und freundlich gegen die Gäste werden — so wills der Herr Vetter haben. Sie muß was lernen — und böser Hals hin, böser

Hals her — deßwegen kann sie Euch doch die Rüstung abschnallen.“

„Nun wenn Euch die Schmerzen nicht verhindern, schönes Fräulein, so werde ich um Euern Beystand bitten.“

Das Ungeheuer setzte eine Flasche mit Wein, und ein Trinkglas auf den Tisch.

„Hier, Herr Ritter, erquickt Euch unterdessen ein wenig. Es ist von dem Labetrunke des Herrn, wenn er von der Jagd zurückkommt. Es wundert mich, daß er den nicht auch verschlossen hat. Laßt Euchs schmecken; es ist mehr da. Je mehr Ihr eßt und trinkt, je lieber ist es dem Herrn.“

„Ich danke Euch recht sehr für Eure Vorsorge. Aber mehr als das werde ich nicht nöthig haben: ich bin nie ein starker Weintrinker gewesen.“

„Nun ich muß in die Küche — und, Fräulein, ich bitte mirs von Euch aus.“

Sie warf dem Fräulein einen Blick zu, der Mord und Vertilgung zu drohn schien, und ging davon.

„Wo ist Malcolm?“ — fragte der Ritter augenblicklich das Fräulein.

Sie zeigte nach der niedern Burg.

„Er bewacht die Zugbrücke?“

Sie nickte.

„Wie viel sind jetzt Räuber zugegen?“

Sie hob drey Finger in die Höhe.

„Wie viel kommen deren noch diesen Abend?“

Sie hob erst den Daumen, und dann sechs Finger in die Höhe.

„Also sechs Räuber, und der Anführer?“

Sie nickte.

„Führt mich hinab, Fräulein, ohne Umstände! Ich stoße alles vor mir nieder, und wir entfliehen.“

Sie fiel ihm zu Füßen, küßte ihm die Hand, und schüttelte mit dem Kopfe.

„Es ist also jetzt nicht möglich?“

Sie schüttelte.

„Und wie soll es möglich seyn, wenn die ganze Bande da ist? — und mitten in der Nacht?“

Sie nickte, und klopfte mit dem Finger

an ihre Stirn. — Dann legte sie die Hand aufs Herz, zum Zeichen, daß sie es treu mit ihm meinte, und dann fiel sie ihm wieder zu Füßen, und umfaßte seine Knie.

„Steht auf, mein Fräulein, steht auf! So kann ich nicht mit Euch sprechen.“

Sie stand auf, und hielt ihn fest bey der Hand.

„Ich verlasse mich auf Euch, und Ihr verlaßt Euch auf den Ritter Aimar von Castellane.“

Sie sah ihn mit großen Augen an, verbeugte sich sehr tief, und drückte freudig seine Hand an ihr Herz. Dann ergriff sie die Flasche mit Wein, winkte ihm, daß er ja nichts davon kosten möchte, und zeigte ihm, wie er ihn nach und nach in einem Winkel des Zimmers in eine Fuge der schlecht erhaltnen Dielen gießen sollte. Sie vergoß sehr geschickt den dritten Theil des Weins, stellte ein halbvolles Glas vor ihn hin, und drang nun in ihn, daß er ihr erlauben möchte, ihm die Rüstung abzunehmen.

Während dieser Beschäftigung, die alle Augenblicke durch die Fragen des Ritters und

durch die Zeichen-Antworten des Fräuleins unterbrochen wurde, erfuhr er nun noch, daß sie eben das Mädchen war, das er beym Heraustreten in den obern Schloßhof gesehn hatte — daß sie keine Verwandte des Räuberhauptmanns war — daß vier Räuber sie vor sechs und dreyßig Tagen im Walde ergriffen hatten — daß ihr Mund durch eine Kette gesperrt war, auf welche sie beißen mußte — daß die Kette im Nacken durch ein Schloß befestigt war — und daß Brigitte sie geißelte, wenn sie ein Versehen beging. Einige Striemen auf dem Oberarme, den sie entblößte, waren der Beweis, den sie dem Ritter von Brigittens Grausamkeiten gab. Uebrigens hatte ihr Brigitte die geballte Faust vor die Stirn gesetzt, und ihr gedroht, sie an einen Pfahl zu binden, und die Ungeheuer alle herbey zu rufen, wofern sie nicht das Lämpchen hielte, wenn der Ritter — sie zeigte hier dem Ritter aufs Herz — diese Nacht ermordet würde.

Der Ritter war seiner Rüstung entledigt. Die einzelnen Stücke der Rüstung hingen in einer fürchterlichen Reihe an hölzernen Wand-

haken — und das ehrwürdige Schwert seines Großvaters faßte unter dem Schatten des schwebenden Helms mit dem Griffe in das unterste Ende eines Hirschgeweih's, und stützte sich mit der Spitze auf den Fußboden. Der Dolch, den das Fräulein dem Ritter gereicht hatte, stak unter dem Wammes neben seinem Herzen, und der Sessel, auf dem er ruhn wollte, war so gesetzt, daß er den Tisch mit dem Weine vor sich, und seine Rüstung hinter sich hatte.

Aber der Ritter war noch nicht genug unterrichtet. Das Fräulein zeigte ihm nun eine verborgne Tapetenthür, die der Seitenthür mit den zwey Riegeln gerade gegen über war, und die nur von außen geöffnet werden konnte. Sie hatte ihm eben zu verstehen gegeben, daß der nächtliche Ueberfall durch diese Thür geschehen würde, als man kommen hörte.

Es war Brigitte, die ein Handbecken mit Wasser, ein sauberes Handtuch, und eine weiße Nachtmütze brachte.

„Nun, Herr Ritter," — fing sie an — „das ist recht, daß Ihrs Euch bequem gemacht

habt. — Hat Euch denn das Fräulein ordentlich geholfen?“

„Ich bin recht sehr wohl mit dem Fräulein zufrieden.“

„Nun sie wird doch endlich was lernen. — Aber Ihr seht nun, Fräulein, daß es dämmrig wird. Soll denn der vornehme Herr im Finstern sitzen? — So was solltet Ihr Euch gar nicht heißen lassen. Geht hurtig, und bringt ein Licht.“

Das Fräulein gab dem Ritter noch einen Wink, und ging hinaus.

„Ja, Herr Ritter,“ — sagte Brigitte wieder — „vorlieb müßt Ihr dasmahl mit der Bedienung nehmen. Wärs denn nicht möglich, daß Ihr noch morgen bey uns bleiben könntet? Morgen ist alles da, — Koch, Kellermeister, Stallmeister, und auch die Edelknaben. — Freilich das Fräulein ist ein wenig einfältig — sie ist armer Leute Kind — und der Herr Vetter hat sie vor ein paar Monathen aus Barmherzigkeit zu sich genommen — und sie sieht ihr Glück gar nicht einmahl ein. Denn der Herr Vetter will sie heurathen, aber wie

gesagt, sie ist so einfältig, daß sie einen dauert. — Nicht wahr, Ihr habts auch schon weg, daß es mit ihrem Verstande nicht weit her ist?"

„Das bitte ich mir ausdrücklich aus," — sagte der Ritter, der lieber sogleich den Dolch gegen die Furie gezogen hätte — „daß morgen nach meiner Abreise dem Fräulein um meinetwillen kein Verdruß gemacht wird. Sie verdient Mitleiden, weil sie krank ist, und ich gebe ihr das Zeugniß, daß sie thut, was sie kann."

„Nun sie wird schon noch aufgemuntert werden, wenn sie länger hier ist, und mehr unter die Leute kommt. — Wie findet Ihr denn den Wein, Herr Ritter? — Das freut mich, daß er Euch schmeckt. Immer schenkt Euch ein: es ist mehr da."

„Bis jetzt habe ich mir noch nicht eingeschenkt. Das Fräulein hat das Amt übernommen."

„Nun da kann doch noch was aus ihr werden. Das freut mich ordentlich, daß sie so viel Verstand gehabt hat. — Und der Eyerkuchen, Herr Ritter, soll bald auch fertig seyn."

„Nein, nein, nein! — Ich esse keinen Bissen, ich danke für alles. Es mag diesen Abend an dem Weine genügen. Ich bin müde, und wenn ich Abends esse, so schlafe ich nicht gut.“

„Nun wenns das ist, so trinkt nur! trinkt nur! — Der Eyerkuchen steht zu Euerm Befehle, aber wenn er Euch den Schlaf verderbt, so will ich ihn Euch nicht aufdringen. Schlafen müßt Ihr, das ist nothwendig.“

Das Fräulein kam jetzt wieder, und setzte ein Licht auf den Tisch.

„Nun, Fräulchen,“ — sagte Brigitte — „Ihr habt ein gutes Lob beym Herrn Ritter. Ich werde es dem Herrn Vetter wiedersagen, und er wird eine Freude haben. Immer schenkt dem Herrn Ritter fleißig ein, besonders da er nicht essen will. — Ich muß nun meine Wirthschaft besorgen: aber ich nehme noch nicht gute Nacht von Euch, Herr Ritter.“

Das Ungeheuer ging fort, und als man sie nicht mehr hörte, legte das Fräulein zwey Finger an ihren Mundschleier, blickte den Rit-

ter freudig an, und drückte seine Hand an ihr Herz.

„Dankt mir nicht, schönes Fräulein," — sagte der Ritter — „es war meine Pflicht mich zu mäßigen. Aber hatte ich bloß an mich zu denken, so lebte in diesem Augenblicke die Furie nicht mehr."

Sie umfaßte ihn erschrocken, und streichelte ihm dann bittend die linke Wange.

„Seyd ruhig," — sagte er, und küßte ihr die Hand — „ich mäßige mich, bis Ihr mir den Befehl gebt loszubrechen."

Sie ging sogleich an die Seitenthür mit zwey Riegeln, zog leise die Riegel zurück, sprang zur Eingangsthür hinaus, klopfte kurz drauf an der Seitenthür, schnappte mit einem Schlosse, und öffnete. Der Ritter nahm das Licht, und trat in das geöffnete Gemach. Was in seinem Gemache von rother Farbe war, das war hier von grüner Farbe.

„Das ist also das grüne Gemach?" — sagte er.

Sie nickte.

„In welchem gestern der fremde Herr übernachtet hat?“

Sie nickte, sprang ins rothe Gemach, nahm das Licht vom Tische, und wollte die grünen Bettvorhänge öffnen. Aber sie konnte es vor Grauen nicht, und sie winkte dem Ritter, daß er sie öffnen sollte. Er that es, und der Leichnam, der im Bette lag, war — der vertraute Diener, der ihn vor einigen Tagen in das violette Gemach begleitet hatte.

Indem der Ritter den Leichnam mit Entsetzen betrachtete, sah er, daß aus dem Halskragen des Ermordeten ein Papier hervorragte. Das Papier war angenäht: einige Schnitte mit dem Dolche lösten es. — Aber das Fräulein winkte, der Ritter eilte mit dem Lichte in sein Gemach zurück, das Fräulein brachte die Thür wieder in ihren vorigen Stand, und während sie das zweyte Drittel des Weins zwischen die Dielen goß, laß er folgende Zeilen.

„Die Einsenderinn bittet Euch, den Ueberbringer dieses in allem dem Glauben beyzumessen, was er Euch von einem gewissen Ritter

A. v. C., und von einem gewissen Fräulein A. v. A. erzählen wird. Sollte die Unternehmung sogar das Zehnfache von dem kosten, was der Ueberbringer bey sich führt, so wird es die Einsenderinn nie gereuen."

Der Ritter entsetzte sich. Er entsann sich jetzt, daß er am Morgen nach der Bestellung ins violette Gemach den Unglücklichen hatte den Burghof hinab reiten sehn, allein er hatte jetzt nicht Zeit, darüber weiter nachzudenken. Er steckte das Papier stillschweigend zu sich.

Man hörte wieder kommen. Dasmahl war es Malcolm. Er trat herein, blickte sogleich nach der Weinflasche, und machte eine freundliche Miene, da er sah, daß sie bald ausgeleert war.

„Nun, Fräulein Juliane," — fing er an — „das macht Ihr recht, daß Ihr den Herrn Ritter hübsch nöthigt. — Nehmt es nicht ungnädig, Herr Ritter, daß ich Euch nicht die Zeit vertreibe. Die ganze Brückenwache liegt heute auf mir, und man ist hier keinen Augenblick vor Gästen sicher, und den Herrn erwarte ich nun auch bald. — Aber was mir

einfällt, Brigitte sagte zu mir, Ihr wärt müde. Und da wollte ich Euch sagen, legt Ihr Euch in des Himmels Nahmen zu Bett, und wartet auf meinen Herrn nicht. Mein Herr sieht nichts lieber, als wenn man bey ihm ißt, und trinkt, und recht sanft schläft. Er ist auch allemahl selbst müde, wenn er von der Jagd kommt. Morgen beym Frühstück werdet Ihr ihn schon kennen lernen. Trinkt Euern Wein aus, und schlaft, ohne Euch um etwas zu bekümmern."

Brigitte kam jetzt auch noch, und war gleichfalls der Meinung, daß der Ritter sich schlafen legen möchte, ohne auf den Hausherrn zu warten.

„Aber nicht wahr, noch ein Fläschchen Wein, Herr Ritter?" — sagte sie dann — „ich sehe, daß Euch der Wein schmeckt."

„Ich danke, ich danke, ich bedarf keines Tropfens mehr. Aber dürfte ich nur um drey Bissen trocknen Brodes bitten?"

„Ach, herzlich gerne! Warum habt Ihrs denn nicht lange gesagt? Hurtig, Fräulchen, hurtig!"

Das Fräulein eilte davon, und Malcolm

und Brigitte sprachen noch mancherley von ihrem Herrn, und von seiner Liebe zu guten Freunden und zur Jagd, und von dem morgenden Frühstücke, und daß der Ritter, wenn er wollte, bis in den Mittag hinein schlafen könnte, und daß er morgen schon bessere Anstalten finden würde.

„Horch!“ — sagte plötzlich Malcolm, und sprang zur Thür hinaus.

„Nun wenn auch der Herr kommt!“ — sagte Brigitte — Legt Ihr Euch immer zur Ruhe. Riegelt Euch ein — Ihr habt an beiden Thüren Riegel — und hüllt Euch in Eure Nachtmütze, und schlaft, was Ihr könnt.“

„Sie sinds!“ — sagte Malcolm freudig, indem er wieder hereintrat — „aber sie sind noch überm Wasser. Die Hörner machen sich lustig, die Jagd muß gut gewesen seyn. Nun gute Nacht, Herr Ritter, gute Nacht! Wir müssen fort.“

„Nun schlaft wohl, Herr Ritter!“ — sagte das alte Weib — „und verklagt uns morgen nicht bey dem Herrn!“

Sie eilten beide fort. Der Ritter hatte

sich sehr mäßigen müssen, und er war froh, daß er der Ungeheuer entledigt war. Er ging leise vor seine Thür, und horchte. Die Hörner waren sehr deutlich zu hören, aber die Töne waren nicht so dumpf und so heulend, als diejenigen, mit welchen er angemeldet worden war, sondern sie wurden kurz abgestoßen, und folgten schnell auf einander. Der Zug mochte sich in die Tiefe senken, oder hinter einem Felsen wegziehen; denn das Blasen schien sich nach und nach zu entfernen. Jetzt fing Malcolm an, auf seinem Horne von der Burg zu antworten, und eben erschien am Ende des langen Ganges ein Licht.

Er zog sich in sein Gemach zurück. Es war das Fräulein. Sie brachte auf einem saubern Teller einige Schnitte trocknen Brodes, und zog aus der Tasche ein Fläschchen Wein hervor. Sie legte die Hand auf ihr Herz, zum Zeichen, daß er diesem Weine trauen könnte, und dann zwey Finger auf die Gegend des Mundes, zum Zeichen, daß niemand davon wüßte. Dann reichte sie ihm noch ein kleines Stückchen von einer zerbrochnen Schiefertafel,

und winkte ihm, daß er lesen sollte, was drauf geschrieben wäre. Er las es laut.

„Vor Mitternacht seyd Ihr sicher. In einer Stunde komme ich wieder. Apollonie von Comminges.“

„Wer?“ — schrie er, und Apollonie hielt ihm geschwind den Mund zu.

„Wer?“ — sagte er leiser — „die einzige Tochter des Grafen von Comminges?“

Sie nickte, und seufzete.

„Meines Freundes — meines Wohlthäters — meines Vaters, der in einer schmählichen Gefangenschaft ist?“

Sie nickte, und schlug die Augen gen Himmel. Er fiel ihr zu Füßen, sie hob ihn auf, und schlug die Arme um ihn. Dann nahm sie geschwind das Stückchen Schiefertafel, wischte es ab, und steckte es zu sich. Das Fläschchen mit Wein setzte sie ihm in ein verborgnes Winkelchen, und bath ihn nochmahls, kein Mißtrauen in den Wein zu setzen. Dann drückte sie ihm die Hand, winkte, daß sie nicht länger bleiben könnte, und sprang davon.

Das Fenster des rothen Gemachs ging auf

den Abgrund hinaus, in dessen Tiefe der wilde Bach rauschte. Der Zug mochte jetzt gerade unter dem Felsen vorüberziehn. Denn das Tönen der Hörner schien gerade von unten herauf zu steigen. Aber es entfernte sich wieder, und endlich hörte das Horn an der Brücke auf, zu antworten.

Der Ritter ging aus dem Gemache heraus, lehnte die Thür an, damit er den Schimmer seines Lichts nicht verlieren möchte, und tappte in dem langen Gange hervor. Er sah endlich eine Hellung, er schlich drauf zu. Es war ein kleines rundes Loch, durch das er in den Hof hinabsehen konnte. Niccolo, Markolph, und Brigitte brennten Fackeln an, und gingen dem Zuge entgegen nach dem untern Hofe.

Der Zug erschien. Es kamen erst zwey Rosse, auf deren jedem zwey Räuber saßen, von denen der hintere den vordern festzuhalten schien. Dann kamen zwey Rosse, von denen das eine einen langen alten fürchterlichen Kerl, und das andere eine Dame trug, die ihr Gesicht verhüllt hatte. Zuletzt ritten zwey Räuber, deren jeder noch ein leeres Roß an der

Hand führte. — Der Zug hielt gerade dem Loche gegen über.

„Kinder," — rufte der alte Kerl, der neben der Dame ritt — „morgen und übermorgen habt Ihr Ruhetag. — Gib ihnen Wein, Brigitte, so viel sie haben wollen: sie haben Zeit, ihn auszuschlafen. — Malcolm schließt die Brücke ab, verrichtet sein Geschäft im rothen Gemache, und geht zu Bett. Markolph besorgt die Pferde. Niccolo wacht in den Höfen. — Juliane ist von heute an Magd bey der Brigitte. — Der Oberjäger hat diese Nacht den Befehl: ich selbst will ungestört seyn. Die schöne Rüstung will ich morgen sehn."

Der tiefen Stille folgte plötzlich ein fürchterliches Jauchzen. Der alte Kerl stieg ab, und hielt das Pferd der Dame. Sie senkte sich langsam hernieder. Der Räuber wollte sie führen, aber sie machte eine Bewegung mit der Hand, und der Räuber prallte ehrerbietig zurück. Sie winkte Brigitten, die mit einer Fackel neben ihr stand. Brigitte ging mit der Fackel in eine große Thür hinein, die Dame folgte ihr, und der Räuber schlich von weitem nach. In kur-

zer Zeit waren Fackeln, und Rosse, und Räuber vom Hofe verschwunden, und nur drey Fenster über jener großen Thür waren erleuchtet — aber so matt erleuchtet, daß man nicht entdecken konnte, was hinter denselben vorging.

Der Ritter bebte vor Wuth. Die Dame war ganz gewiß entführt, denn sie hatte den Räuber von sich zurückgewiesen — sie war ihrem Vater, ihrer Mutter, ihrem Gatten — vielleicht gar einem Geliebten geraubt. — Der Ritter hätte sich ohne Waffen hinabgestürzt, wenn Apollonie nicht gleichfalls zu retten gewesen wäre.

Er stand noch einige Zeit wie betäubt, und fühlte alle Augenblicke nach dem Dolche, den er im Busen hatte. Endlich hörte er aus dem Vorhause unter sich Stimmen die Treppen herauf schallen. Er horchte.

„Höre, Knochenhauer," — sagte einer von den Räubern — „da sollen mich doch zehntausend Millionen Teufel hohlen, wenn dasmahl der Alte nicht in das neue Mensch so verliebt ist, wie ein Sechswochenkind. Die Ju-

liane braucht sich nun nicht mehr gegen ihn zu sperren. Die ist abgesetzt. Nun darf unser einer auch ein Wörtchen mit ihr reden."

„Und weißt Du was, Waldkriecher?" — sagte der andre — „ich wette gleich um zehnmahl hundert tausend Millionen Teufel mit Dir, daß heute der Alte Ohrfeigen kriegt."

Der Ritter tappte zurück ins rothe Gemach, und fühlte sich nun außerordentlich ermattet. Aber der Wein, mit dem ihn Apollonie heimlich versehn hatte, und einige Bissen von dem Brode, das vor ihm stand, stärkten ihn unbeschreiblich. Er erwartete nun mit Schmerzen seine stumme Freundinn, und übte sich zum Zeitvertreibe im Zucken und im Stoßen seines Dolchs.

Apollonie ließ sehr lange auf sich warten. Doch endlich zog etwas leise die äußern Riegel der Seitenthür. Er zog die innern, und hielt seinen Dolch bereit. Sie war es, aber sie winkte ihm, daß sie Eile hätte. Sie gab ihm geschwind das Stückchen Schiefertafel wieder, und verlangte, daß er lesen sollte. Er las.

„Ich muß leuchten, sonst morgen die Zunge ausgeschnitten. — Der Todte in Euer Bett! — Malcolm kommt zuerst: stoßt nieder, und redet nicht. — Brigitte steht hinter der Thür mit dem Stricke: ich winke ihr: stoßt nieder! Alsdenn mehr mündlich!“

Sie nahm sogleich das Licht, und der Ritter mußte den Ermordeten aus dem grünen Gemache hereintragen, und in sein Bett legen. Dann gab sie dem Ritter die Nachtmütze, die er dem Todten aufsetzen, und tief ins Gesicht herabziehn mußte. Dann wies sie ihm eine Vertiefung in der Wand an, in die er sich mit gezucktem Dolche stellen sollte. Und nun erklärte sie ihm durch Geberden so deutlich, was geschehn würde, und was er zu thun hätte, daß er vollkommen unterrichtet war. Sie zog die Bettvorhänge dicht zu, drückte ihm noch einmahl die Hand, winkte ihm, daß er die Seitenthür hinter ihr wieder zuriegeln, und dann sein Licht auslöschen möchte, und verschwand.

Der Ritter riegelte zu, löschte sein Licht aus, stellte sich in seinen Hinterhalt, und hörte nach einer bänglichen Viertelstunde ein Geräusch

hinter der Tapete. Es schimmerte Licht, eine geheime Thür öffnete sich, Apollonie mit einem Lämpchen in der Hand trat zitternd herein, öffnete zitternd die Bettvorhänge, und ging wieder zitternd nach der Thür, und nickte. Sogleich stürzte Malcolm mit einem Dolche herein, und warf sich aufs Bett. Es geschah plötzlich ein Stoß, und man hörte ein tiefes Ach. Malcolm lag quer über dem Bette.

„Nun das hört man von weitem, daß der gut getroffen war," — schrie Brigitte, und kam von selbst mit dem Stricke gelaufen. Sie lag einen Augenblick drauf zu Malcolms Füßen.

Sogleich warf Apollonie ihren Schleier auf den Boden, band die Tücher ab, mit denen ihr schöner Hals vermummt war, und zeigte dem Ritter die mit teuflischer Kunst befestigten Fesseln ihres Mundes und ihrer Zunge. Sie bückte sich, löste geschwind von dem Gürtel der erlegten Furie den Schlüsselhaken, und deutete dem Ritter das Schlüsselchen an, durch das er sie entfesseln sollte. Er öffnete das Schloß in ihrem Nacken, schleuderte es in einen Winkel

des Gemachs, und schlug freudig die Arme um sie. Beide sprachen nicht.

„Ach," — sagte sie endlich mit einem tiefen Seufzer — „ich habe jetzt keine Zeit Euch zu danken. Ihr habt noch vielmehr zu thun, edler Ritter. Ueberlaßt Euch ganz meinem Plane. Vor allen Dingen muß der Oberjäger aus dem Wege geräumt werden. Er ist der listigste und der verwogenste von der ganzen Bande: der Anführer nimmt selbst Rath von ihm an. — Kommt hierher an die Tapetenthür, durch die ich hereinschlich. Man steigt hier auf einer schmalen Leiter durch ein enges Loch aus einer alten finstern Kammer herauf. Tretet mit Euerm Schwerte auf jene Seite des Lochs, und sobald seine Schultern über das Loch hervorkommen, so ist es Zeit. Ich will ihn in Malcolms und in Brigittens Nahmen heraufrufen. Das Licht laßt so stehn, wie ich es Euch setze."

Der Ritter zog sein Schwert, und stellte sich an. Apollonie ging, und nach einem Weilchen kam sie hurtig mit einem Kerle wieder, der sehr freundlich mit ihr zu sprechen schien.

Sie blieb unten an der Leiter stehn, und leuchtete ihm.

„Nun, Brigitte," — schrie er begeistert vom Weine, und stieg die Leiter herauf — „unsre Zuckerpuppe hat ja nun ihr Probestückchen gemacht. Das einfältige Schaf zittert freilich noch ein wenig, aber mit der Zeit wird sie schon mehr Herz . . . ."

Das letzte Wort rollte mit dem Kopfe auf dem Boden hin, und der Rumpf stürzte drey Augenblicke drauf an der Leiter hinab. — Apollonie verriegelte hurtig die Thür der dunkeln Kammer, und kam herauf.

„Aber nun, meine liebe Freundinn," — fing der Ritter an — nun der unglücklichen Dame zu Hülfe!"

„Dahin wollen wir eben. Aber woher wißt Ihr von der Dame?"

„Ich habe durch ein Loch am Ende des Ganges die Räuber kommen sehn. Wer ist die Dame?"

„Die Räuber nennen sie die Kunigunde: sie soll von einer blendenden Schönheit seyn. —

Eure Rüstung, Herr Ritter! Eure Rüstung! Ich helfe Euch.“

Der Ritter legte eilig seine Rüstung an, und Apollonie half ihm.

„Alle Schlüssel sind nun in meiner Gewalt;“ — sagte sie — „ich schließe zu, und niemand kann entdecken, was hier geschehn ist.“

Der Ritter war nun gerüstet, und mit seinem Schwerte umgürtet, und sein Dolch stak im Busen. Er wollte noch den Helm aufsetzen.

„Nein,“ — sagte sie — „erstlich nehmt Ihr dem Ungeheuer dort den Thorschlüssel und den Brückenschlüssel aus dem ledernen Gurte, und steckt sie zu Euch. Dann hüllt Ihr Euch in seinen rothen Mantel; denn wir müssen quer über den Hof. Ich trage Euern Helm; und sieht uns jemand, so seyd Ihr Malcolm, und ich trage den Helm des ermordeten Ritters zum Hauptmanne. Die Kerle sitzen, und saufen, und singen — und der Hauptmann ist mit der Dame ganz allein in seiner Höhle. Kommt, und macht nicht viel Geräusch.“

Apollonie führte den Ritter auf einem ganz andern Wege herab, als sie ihn hinaufgeführt hatte. Man kam, ohne gesehn zu werden, quer über den Hof, eine Treppe hinauf, und stand nun an der Thür des Räubers. Die Thür war nicht ganz angezogen; man horchte.

„Ihr seyd in meiner Gewalt," — sagte eine rauhe männliche Stimme — „und ich gebe Euch drey Monathe Bedenkzeit."

„Mein Leben ist in Deiner Gewalt," — antwortete eine heisere weibliche Stimme, die der Ritter irgend einmahl gehört zu haben glaubte. — aber meine Ehre, Unglücklicher, kann nie in Deine Gewalt kommen."

Ohne ein lautes Wort zu sagen, riß der Ritter die Thür auf. Adelheiden plötzlich erblicken, auf den Mörder zuspringen, ihn zu Boden reißen, ihm auf den Hals knien, und ihn mit dem Dolche abfangen, wie man ein wildes Thier abfängt — alles das war wie das Werk eines einzigen Blitzstrahls.

Adelheid saß wie betäubt, und starrte unempfindlich das Traumgesicht an. Almat stürzte sich zu ihren Füßen; sie senkte sich in

seine Arme. Apollonie verriegelte die Thür. Man verständigte sich mit wenig Worten. — Adelheid flog wechselsweise aus Aimars Armen in Apolloniens Arme, und aus Apolloniens Armen in Aimars Arme — und die Umarmungen hätten vielleicht noch einige Zeit gedauert, wenn nicht am Ende Apollonie ihre Freunde erinnert hätte, daß man noch immer in dem Raubschlosse eingesperrt wäre.

Apollonie ging hinaus, und man hörte sie Schlösser abschließen, und Riegel ziehn. Sie kam wieder zurück.

„Wir sind nun sicher," — sagte sie — „und wir können ruhig Rath halten. In die Rüstkammer kann ohne mich kein Mensch eindringen."

„Wie viel Räuber haben wir noch?" — fragte der Ritter.

„Eigentlich noch sieben! Aber zwey derselben sind schwer verwundet zurückgekommen, liegen in der Krankenkammer, und können sich kaum regen. Es bleiben also nur fünfe übrig, und von diesen rechne ich den Niccolo ab, der diese Nacht die Wache hat, und für

den ich ein gutes Wort einlege. Er hat mir seit den sechs und dreyßig Tagen, da ich hier bin, nie ein unbescheidnes Wort gesagt, ich habe ihn oft in einem Winkel weinend getroffen, und die Räuber haben ihm beständig vorgeworfen, daß sie ihn zu nichts brauchen könnten. Ihr seyd der erste Fremde, den er hieher gebracht hat, und als ich ihm vor zwey Stunden auf Befehl des Ungeheuers hier ein Gefäß voll Wein ins Wachthaus brachte, goß er vor meinem Angesichte den Wein auf die Erde, und sagte, er könnte nun nicht mehr weder essen, noch trinken."

„Jetzt entsinne ich mich selbst," — sagte der Ritter — „daß der Kerl vor Angst nicht einmahl das rechte Zeichen an der Brücke geben konnte."

„Ich werde ihn rufen, und Ihr werdet mit ihm sprechen. Wollt Ihr meinem Rathe folgen, so ist er unser Wegweiser aus dem Walde. Wegen der vier Räuber, die noch übrig sind, habe ich einen Anschlag, der Euch keinen Schwertstreich kostet. Sie sind trunken, sie werden noch mehr zu trinken verlan-

gen — ich werfe ihnen im Nahmen des Hauptmanns den Schlüssel zum engen Keller hinab, sage Ihnen, daß die neue Gemahlinn des Hauptmanns sehr krank ist, und kein Geräusch vertragen kann, und befehle ihnen — Still! ich höre gehen.“

Sie öffnete das Fenster.

„Niccolo! — Niccolo!“ — rufte sie — „Du sollst sogleich herauf zum Herrn kommen. Ich will Dir aufmachen.“

Sie sprang fort, schloß auf, schloß wieder zu, und brachte Niccolo herein. Der Ritter packte ihn sogleich an der Brust, und setzte ihm den Dolch aufs Herz.

„Gott sey Dank!“ — sagte der baumstarke Kerl, kniete freywillig nieder, und zitterte gar nicht.

„Sieh hier, Unglücklicher, das Aaß, das zu Deinen Füßen liegt,“ — fing der Ritter an — „und hier sieh den Mantel eines zweyten Aaßes, und dort siehst Du die Schlüssel, die das dritte Aaß getragen hat.“

„Aber der Taubenwürger?“ — fragte Niccolo treuherzig.

„Er meint den Oberjäger," — sagte Apollonie.

„Dessen Kopf liegt um eine Leiter höher, als sein Rumpf."

„Herr Ritter, laßt mich nun machen, und da habt Ihr meine Beichte. Ich bin von Genua, wackrer Leute Kind, und ich hatte ein Haus. Ich liebte ein Mädchen, und ich heurathete sie. Eines Abends fand ich einen Buben, der mir drey Tage vorher meine Sünden vergeben hatte, bey ihr im Bette. Ich durchstach beide, und wurde von der Bande, die dem Buben anhing, für vogelfrey erklärt. Ich irrte von Gebirgen zu Gebirgen, lebte nur von Kräutern und Wurzeln, that, wie Gott weiß, keinem Menschen ein Leid, fiel vor drey Monathen unter die Räuber hier, und bin endlich stumpf und dumm geworden."

„Gut, Du sollst Leben und Freyheit haben, und sollst uns noch obendrein den Weg aus dem Walde zeigen — aber bis wir abgehn, wirst Du in ein Gewölbe gesperrt, und gibst keinen Laut von Dir. Du hast aber

hiermit mein Ritterwort, daß ich Dich mitnehme."

„Nein, Herr, entweder stoßt mich auf der Stelle nieder, oder laßt mich die Sünde büßen, die ich an Euch begangen habe. — Funfzigmahl habe ich unterwegs mit Euch umkehren wollen, aber ich wußte nicht, ob uns nicht die Räuber zusahen. Laßt mich in den Hof hinaus, und in einer Viertelstunde komme ich auf meinen Knien an die Thür, und Ihr könnt mir Hände und Füße binden."

Jetzt erhob sich im Hofe ein Geschrey; und der Wein fing an, in den Köpfen der Räuber Unfug zu treiben.

„Brigitte — alte Bestie" — schrie der eine — „Wein her! Der Hauptmann hats befohlen. Wir sollen soviel saufen, als wir vertragen können."

„Den Taubenwürger her!" — brüllte der andre — „er muß die Juliane herausgeben."

„Herr Ritter," — sagte der kniende Niccolo — „der erste war Markolph, und der andre war der Knochenhauer."

„Ja,“ — stammelte ein dritter — „mein Seele, die Juliane ist beym Taubenwürger: sie hat ihn selber abgehohlt.“

„Das war der Zaunkönig,“ — sagte Niccolo.

„Wein heraus! und die Juliane heraus!“ — blökte ein vierter — „Was der Hauptmann nicht mag, das ist unser. So lautet der Contract. Und wir losen um die Juliane, und der Taubenwürger ist keinen Pfifferling mehr werth, als wir.“

„Das war der Waldkriecher,“ — sagte Niccolo.

„Mordioh!“ — brüllten alle unter einander — „die Juliane heraus! Wir losen — Sie gehört einem, wie dem andern — Schlagt dem Taubenwürger den Kopf ein! — durchsucht die Ställe!“

„Herr Ritter,“ — sagte Niccolo, und zitterte am ganzen Leibe — „habt Ihr jemahls ein Mädchen geliebt? oder habt Ihr eine Frau, die Ihr liebt?“

„Nun?“ — sagte der Ritter, und hielt ihn immer fest.

„So stoßt mich nieder, oder laßt mich in den Hof!“

„Du hast geliebt?“

„Ja!“

„Geh! Du bist frey.“

Sogleich sprang der Kerl auf, warf einen schweren Lehnsessel um, brach mit Einem Griffe ein Bein vom Gestelle ab, nahm es auf die Schulter, und winkte Apollonien, ihm die untere Thür aufzumachen. Sie folgte ihm, öffnete die Thür, und riegelte hinter ihm zu.

Kurz darauf hörte man es zweymahl nach einander stark klappen, und sogleich fingen zwey Stimmen fürchterlich an zu brüllen.

„Mordioh! Feuerjoh!“ — brüllte die eine.

„Hülfe! Hauptmann raus! Die Hunde los!“ — brüllte die andre.

Niccolo's Stimme hörte Apollonie nicht. — Es klappte wieder einmahl fürchterlich, und man hörte nur noch einen einzigen Kerl brüllen. — Nach einem Weilchen war alles still; man hörte keinen Laut, keinen Fußtritt.

Endlich hörte man langsam schreiten. Es

war ein einzelner Mensch, der einige Mahl bis zu einer gewissen Stelle gerade dem Fenster gegen über schritt, und dann wieder umkehrte. Es entstand wieder eine Stille. Sie dauerte lange, und war schauerlich.

Plötzlich erschienen zwey brennende Fakeln. Es war Niccolo, der sie trug. Er trat den Fenstern gegen über, und auf Einmahl sah man in einer scheußlichen Reihe neben einander sechs Räuber und drey große Hunde liegen. Die Köpfe waren den Räubern eingeschlagen, denn man konnte vor Blut kein Angesicht an ihnen erkennen. Die Hunde lagen mit verdrehten Hälsen.

„Herr Ritter," — rufte Niccolo — „die Höhle ist gereinigt. Die Burg ist Euer. Die heilige Jungfrau hat mir Wort gehalten."

Man wünschte sich Glück, man umarmte sich von neuem, aber Adelheid konnte sich vor Mattigkeit nun nicht mehr aufrecht erhalten. Apollonie führte sie in das Gemach, das sie selbst bisher inne gehabt hatte, und Adelheid schlief kurz drauf sehr sanft auf Apolloniens

Bette. Apollonie verschloß sie, und folgte dem Ritter hinab in den Hof.

„Was sagtest Du von der heiligen Jungfrau, Niccolo?“ — fragte der Ritter.

„Ich heiße nicht Niccolo, mein Nahme ist Camillo Bellatesta. In Genua weiß jeder meinen Nahmen, und meine Geschichte.“

„Gut, Camillo, was sagtest Du von der heiligen Jungfrau?“

„Da ich die dritte Nacht in dieser Höhle zubrachte, und zum ersten Mahle ein wenig schlief, erschien sie mir im Traume, und befahl mir, ich sollte hier bleiben — sie wollte mir einen schönen geharnischten Jüngling zu Hülfe schicken, und mit dem sollte ich alle die Räuber todtschlagen. Seit der Zeit bin ich ganz tiefsinnig gewesen. Nun Gott sey Dank, mein Traum ist erfüllt.“

„Sind noch Räuber von der Bande ausserhalb des Schlosses?“

„Kein einziger. Diese Nacht ist die ganze Bande beysammen gewesen.“

Camillo, der seit gestern nichts genossen hatte, bath nun Apollonien um etwas Brod

und Wein. Dann schickte ihn der Ritter in die Ställe, um die Rosse zu besorgen. Der Ritter und Apollonie hielten unterdessen mit einander Rath wegen der Abreise.

Das Fräulein erzählte ihrem Erretter, daß sie sogleich, nachdem sie die Nachricht von ihres Vaters Unglücke bey Avignon erhalten hatte, mit ihrer Kammerfrau und mit einem alten Diener eins geworden war, ihn in seiner Gefangenschaft aufzusuchen, um ihm in derselben Gesellschaft zu leisten. Man hatte sich auf den Weg gemacht, und am dritten Tage der Reise war Apollonie den Räubern in die Hände gefallen. Ihre Kammerfrau war glücklich entkommen, aber ihr alter treuer Diener hatte in dem Gefechte mit den Räubern das Leben verlohren.

Der Tag brach erst an. Man konnte Adelheiden recht wohl noch einige Stunden sanft ruhen lassen, und während der Zeit die Anstalten zur Abreise treffen. Man wollte von hier aus gerade nach Andosse gehn — Camillo sollte den Zug bis zum nächsten bewohnten Orte geleiten, und dann sogleich wieder

zur Burg zurückgehn, und der Ritter wollte ihm auf das schleunigste eine Burgwache von treuen Castellanern zuschicken.

Er bath das Fräulein um Dinte, Feder, und Papier. Aber diese Art von Bedürfnissen hatte das Oberhaupt der Räuber ausschließend im Besitze gehabt. Sie zeigte ihm einen Wandschrank. Der Ritter erbrach ihn, und fand außer dem, was er suchte, noch einen schweren Beutel mit Gold, und die Schlüssel zu allen Kisten und Kasten des Ungeheuers.

Der Ritter setzte sich, und schrieb ein Zeugniß für Camillo Bellatesta. Apollonie ging unterdessen, und bereitete ein Frühstück, so gut es in dieser Höhle zu haben war.

Als der Ritter fertig mit Schreiben war, bath er Apollonien mit ihm in den Hof hinabzugehn, und rufte Camillo.

„Weißt Du den Weg von hier nach Andosse? — fragte er Camillo.“

„Herr Ritter, ich weiß alle Wege.“

„Wie weit ist es auf diesem Wege bis zu dem ersten bewohnten Orte?“

„Sieben bis acht Stunden, Herr Ritter.“

„So weit geleitest Du uns heute. Und nun folge uns.“

Man ging durch den obern und niedern Hof bis zum Brückenthore herab. Der Ritter zog den Schlüssel, und öffnete das Thürchen, durch welches er hereingekommen war. Dann zog er sein Schwert, und hieb einen Span von dem Thürchen ab.

„Ich nehme hiermit die Burg in Besitz, als ihr Oberherr — bis ein anderer sein besseres Recht beweist. Euch, meine stumme Retterinn, zu Ehren heißt die Burg von nun an Roche Müette.“

Er ließ sich auf ein Knie, und küßte Apollonien beide Hände. Sie hob ihn auf, schlug die Arme um ihn, und ihre Thränen mischten sich in die seinigen. — Camillo weinte wie ein Kind.

„Camillo Bellateſta,“ — fing der Ritter wieder an, nachdem er sich ein wenig gefaßt hatte — „der Ritter Aimar, Baron und Erbfürst von Castellane, erklärt Euch hiermit zu seinem Burghauptmann auf Roche Müette, und verlangt von Euch den Handschlag, daß

Ihr die Burg getreu bewahren, und die Wege des Waldes beständig sicher halten wollt. In wenig Tagen soll Euch eine Burgwache von redlichen Männern aus Castellane untergeordnet seyn. Ihr werdet unter guten Menschen leben, und wieder froh werden. Gegen alle und jede Verfolgung verspreche ich Euch meinen Schutz auf Ritterwort."

Camillo fiel auf beide Knie, und schluchzete. Er gab den Handschlag, ohne zu sprechen. Der Ritter verschloß wieder das Thor.

„Gnädigster Herr," — stammelte Camillo endlich — „ich bin in den Wüsteneyen dumm geworden: und ich kann das Weib nicht vergessen, das mir der Pfaffe verführt hat."

„Camillo," — antwortete der Ritter — „in Castellane gibt es treue Seelen."

„Ach, man liebt nur Einmahl."

Der Ritter und Apollonie wendeten sich ab, um ihre glänzenden Augen zu verbergen, und gingen wieder hinauf. Als sie sich nach Camillo umsahen, kniete er am Thore, und bethete inbrünstig.

Nach einiger Zeit kam Camillo nach. Apollonie und der Ritter saßen, und musterten die Schlüssel.

„Gnädigster Herr," — sagte Camillo — „wenn ich Eure Burg verwahren soll, so kann ich heute die Brücke nicht hinter mir liegen lassen, während ich Euch geleite. Aber ich habe mirs überlegt. Es gibt hier einen unterirdischen Weg, und da drüben in jener Kellerthür muß der Eingang seyn. Versucht die Schlüssel, und ich nehme Fackeln zu mir, und sehe, wo der Weg hinausgeht. So kann ich Euch das Geleite geben, und die Burg bleibt verschlossen.

„Noch Eins, Camillo!" — sagte der Ritter — „alle Rosse, und alle Lebensmittel sind Euer Eigenthum von heute an — alles bewegliche Gut ist Euer Eigenthum nach Jahr und Tag, wenn sich kein Eigenthümer darzu meldet — und dieser Beutel mit Gold, den wir eben gefunden haben, ist Euer Eigenthum von diesem Augenblicke an. — Ich selbst werde mich zu seiner Zeit bey Euch abfinden."

„Gnädigster Herr, ich besitze nichts in der Welt; und wenn Ihr mich diesen Augenblick aus Eurer Burg jagt, so muß ich Wurzeln aus der Erde graben, wie ehedem. Aber ich habe herzlich ein schönes Mädchen geliebt, und folglich kann ich kein Gold annehmen, das in eines Räubers Händen gewesen ist. Gebt das Gold Wittwen und Waisen, und mir gebt so viel Sold, daß ich, ohne zu hungern, auf Eure Burg Acht haben kann — und dann gebt mir die Schlüssel zu jener Kellerthür.“

Der Ritter und Apollonie standen zu gleicher Zeit auf, und drückten stumm und verlegen dem schweigenden Camillo die Hand.

Ein Bund von sechzehn großen Schlüsseln fiel Apollonien in die Hände. Es waren die rechten. Camillo stieg hinab, kam erst nach einer Stunde wieder, und sagte, daß er sich nun verbindlich machte, die Burg zu bewahren. Die sechzehn Schlüssel gehörten zu sechzehn eisernen Thüren, die man hinter sich wieder abschließen konnte. Der Weg war durch und durch mit unermeßlicher Arbeit durch den Felsen gehauen, aber so enge, daß man meistens von

der Seite gehen mußte. Er lief unter dem Waldbache hinweg, und stieg dann wieder zwey hundert Stufen in die Höhe, um sich auf einer fürchterlichen Felsenstirn zu öffnen, die der Burg gegen über Trotz zu biethen schien.

„Die ehemahligen Herren der Burg" — sagte Camillo — „müssen große Reichthümer besessen haben."

Adelheid erwachte endlich. Apollonie, die eben an ihrem Bette saß, umarmte sie. Camillo erhielt Befehl zu satteln. Man nahm das Frühstück, das Apollonie bereitet hatte — man setzte sich auf — und man ritt über die Zugbrücke, die gleich hinter ihnen wieder aufstieg. Der Ritter führte Camillo's Roß an der Hand.

Man senkte sich hinab in die Tiefe, setzte der Abrede gemäß an einer bezeichneten Stelle durch den felsigen Waldbach, erhob sich allmählich durch eine wilde Schlucht, und folgte nun dem leitenden Camillo, der von einem fürchterlichen Felsen herabklimmte, um sein Roß zu besteigen.

Der Ritter hatte von Camillo den kürzesten Weg nach Andosse verlangt, und der kürzeste Weg war nicht der bequemste. Aber man erreichte glücklich ein kleines Dörfchen am Ende des Waldes, und der Ritter gab hier Camillo seine Entlassung. Zugleich überreichte er ihm das schriftliche Zeugniß wegen dessen, was vorgefallen war, und befahl ihm, die Burg Roche Müette keinem Menschen zu öffnen, als demjenigen Trompeter, der ihm eine Abschrift dieses Zeugnisses laut vorlesen würde.

„Ich werde mich übrigens bey Euch abfinden," — sagte der Ritter noch, und drückte ihm die Hand.

„Ich auch!" — sagte Apollonie, und klopfte ihm auf die Schulter.

„Und ich vorzüglich!" — sagte Adelheid, und legte die Hand auf ihr Herz.

Camillo sagte kein Wort, sah die ganze Gesellschaft nach der Reihe mit nassen Augen an, sprengte davon, und war in wenig Augenblicken verschwunden.

Man kam in das Dörfchen. Der Ritter fragte einen Einwohner, der ihnen begegnete,

wie weit man von hier bis zum nächsten Uebergange über die Rhone hätte.

„Nicht eine Stunde," — antwortete der Mann.

„Und welches ist der nächste Weg?"

„Dort seht Ihr jene beiden Weinhügel. Zwischen diesen reitet Ihr hinaus, und wenn Ihr auf die Höhe kommt, so sehr Ihr zwischen hohen Bäumen die Mauern von einem Frauenkloster. Links vom Kloster trefft Ihr eine Heerstraße. Alsdenn könnt Ihr nicht weiter fehlen."

Man erreichte die Höhe, und man entdeckte das Kloster. Die Damen klagten über Müdigkeit, und der Ritter fühlte sich selbst ermattet. Die Damen schlugen vor, daß man um ein Nachtlager im Kloster bitten wollte, und der Ritter willigte sogleich ein.

Er wußte bis jetzt noch gar nicht, durch was für ein Geschick Adelheid in die Hände von Räubern gefallen war. Während man sich im langsamen Schritte nach dem geweihten Zufluchtsorte hinzog, unter dessen Schatten man wieder zum ersten Mahle frey Athem hoh-

len wollte, erzählte Adelheid mit wenig Worten, was seit der Abreise des Ritters auf Hauteroche vorgefallen war — dann daß der Connetabel sie auf ihrer Flucht hatte durch bewaffnete Reiter auffangen lassen wollen, und daß sie sogleich beym Anfange des Gefechts allein entflohen war, und sich in den dicksten Wald geworfen hatte. — Sie hatte zum Baron von Sumene fliehen wollen, allein sie hatte sich immer tiefer in die Wildniß verirrt. Wilde Beeren waren ihre Nahrung, wilde Höhlen ihr Nachtlager gewesen. Am vierten Morgen war sie ganz entkräftet in die Hände der Räuber gefallen. Der Anführer hatte sie sogleich für seine künftige Gemahlinn erklärt, und er sowohl, als die ganze Bande waren ihr mit der größten Ehrerbietung begegnet.

Zwey lange Reihen von ehrwürdigen Ulmbäumen bildeten den Zugang zum Klosterthore. Der Ritter saß ab, und klopfte dreymahl mit dem Hammer. Eine Klosterschwester erschien am äußern Gitter, und fragte, was sein Begehren wäre. Er bath für die zwey Damen, die neben ihm hielten, und für sich

um ein Nachtlager. Die Schwester antwortete bescheiden, daß sie sein Begehren der Frau Aebtissinn entdecken wollte.

Die Nachricht, daß ein geharnischter Ritter an der Pforte hielte, mochte den ganzen Convent in Bewegung setzen. Denn der Ritter sah durch das Gitter, daß an einem kleinen Fenster der Pforte gegen über immer ein Schleier den andern wegdrängte, um nur etwas von dem geharnischten Ritter zu erblicken.

Die Schwester blieb mit der Antwort ein wenig lange außen. Endlich kam sie zurück.

„Die Frau Aebtissinn," — sagte sie — „läßt Euch höflich grüßen, Herr Ritter, und läßt Euch bitten, Ihr möchtet es ihr nicht zurechnen, daß die Ordensstatuten ihr nicht erlaubten, einem geharnischten Ritter den Eingang ins Kloster zu verstatten — die beiden Damen sollten mit Freuden aufgenommen, und auf das sorgfältigste bedient werden. Ihr selbst aber würdet einem alten Einsiedler in der Nachbarschaft sehr willkommen seyn, und bey ihm ein ganz bequemes Nachtlager finden. — Sobald Ihr dort um jene Ecke der Klostermauer

herum kommt, sehr Ihr die Klause des Einsiedlers auf einem Hügel vor Euch liegen."

Der Ritter dankte für die gegebne Nachricht. Die Pforte öffnete sich. Die Damen schieden durch Händedrücke und durch Blicke von ihrem Beschützer, und er schwenkte sich auf sein Roß, um die Klause des Einsiedlers zu erreichen.

Der ehrwürdige Alte stand in seiner Thür, und kam dem Ritter freundlich entgegen. Der Ritter entdeckte ihm bescheiden sein Anliegen, und der Alte reichte ihm sogleich die Hand, und hieß ihn herzlich willkommen.

„Aber, lieber Vater, ich habe ein Roß bey mir," — sagte der Ritter.

„Ach, ich kann zur Noth drey Rossen Quartier geben, und ich habe nicht eher geruht, als bis ich so ein Plätzchen in den Berg hineingearbeitet habe. Ein Gast mit einem Rosse ist mir allemahl recht lieb, denn da warte ich das Roß, und da fallen mir meine jungen Jahre ein."

Der Alte nahm das Roß, und führte es in einen kleinen Stall, der in den Berg gearbeitet war.

„Ich weiß es schon, Herr Ritter;“ — sagte er dann — „was ein rechter Reitersmann ist, der genießt eher keiner Ruhe, als bis er weiß, daß sein Roß in Ruhe ist. — Und nun kommt Ihr selbst herein in meine Klause, und macht es Euch bequem. Aber das muß ich Euch gleich sagen, ich übe alle meine Gäste in der Tugend der Mäßigkeit.“

Er half darauf dem Ritter die schwere Rüstung ablegen, ging dann hinaus, und kam nach einem Weilchen mit Brod, und Wein, und Nüssen zurück.

„Nun, Herr Ritter, erquickt Euch ein wenig. Man sieht es Euch an, daß Ihr des Tages Last und Hitze getragen haben mögt. — Bedürft Ihr meiner, so findet Ihr mich bey Eurem Gaule.“

Der Einsiedler ging hinaus. Der Ritter genoß von den Erfrischungen, die vor ihm standen. Brod und Nüsse waren köstlich, und der Wein war labend. Der Wirth selbst schien

seinem ganzen Betragen nach ein Mann zu seyn, der nicht immer in einer Klause gelebt hatte.

Der Wirth kam endlich zurück, und setzte sich traulich neben den Gast.

„Euer Gaul, Herr Ritter," — fing er an — „ist eins der schönsten Turnierrosse."

„Versteht Ihr Euch darauf, lieber Vater?"

„So ein wenig."

„Ihr seyd bey Turnieren gewesen?"

„Vor acht und zwanzig Jahren sah ich das letzte. Aber seit der Zeit habe ich nicht wieder turniert."

Der Ritter stand ehrerbietig auf. Der Einsiedler faßte seine Hand, und zog ihn sanft auf den Sitz zurück.

„Wir sind Eines Handwerks, Herr Ritter. Aber es gibt in unserm Lande Fräulein, die der Liebe eines rechtlichen Ritters werth sind, und es gibt deren, die der Liebe eines rechtlichen Ritters nicht werth sind. Ich wünsche Euch eine von den ersten. Seit den fünf und zwanzig Jahren, da ich mir diese Klause

mit meinem Ritterschwerte in den Berg gegraben habe, befinde ich mich viel glücklicher, als zu der Zeit, da ich zu Schimpf oder zu Ernst Lanzen brach. Und mein Helm, der dort in jenem Winkel hängt, hat mir nie mehr Vergnügen gemacht, als seit er das Ehebett von einem Paare Turteltauben geworden ist."

Der Ritter sah sich um: und das Ehebett war vermuthlich jetzt ein Wochenbett. Das Weibchen saß unbeweglich im Helme: das Männchen saß auf dem Rande des Helms, und hielt Wache.

Der Jüngling verbeugte sich voller Ehrfurcht, und wollte etwas sprechen. Aber der Alte schüttelte ihm freundlich die Hand, und winkte ihm, daß er schweigen sollte.

„Ich bin jetzt nichts mehr, und nichts weniger, als Bruder Placidus, der Einsiedler: und wenn Ihr mir einen Gefallen erzeigen wollt, so sprechen wir nun von etwas Anderm."

Der Ritter sah eine Thräne in dem Auge des Alten hängen, und diese Thräne gab der Bitte desselben die Gewalt eines Machtspruches.

„Lieber Vater," — fing der Ritter nach einigem Stillschweigen an — „was ist denn das für ein Schloß, das da drüben einsam im Walde liegt?"

„Auf einem schwarzgrauen Felsen? an einem wilden Waldbache?"

„Das meine ich."

„Nein, das könnt Ihr nicht meinen. Denn ich rede von Roche Grise."

„Und was ist Roche Grise?"

„Eine Mörderhöhle, in der seit zehn Jahren ein Ungeheuer seinen Sitz hat, das seines Gleichen auf dem Erdboden sucht."

„Aber warum ist man nicht gegen das Ungeheuer ausgezogen?"

„Erstlich, weil man lieber hundert Meilen weit gegen die Heiden im gelobten Lande zieht, und zweytens weil die benachbarten Burgbesitzer nicht einig werden können, wie sie sich in die Beute theilen sollen, und drittens, weil sie alle selbst gern die Reisenden brandschatzen."

„Und wie ist das Ungeheuer zum Besitze dieser Burg gekommen?"

„Herr Ritter, vor zwölf Jahren noch war diese Burg die Wohnung der Freude, des Friedens, und der Gastfreyheit: und der ganze Wald, der sie umgibt, war so sicher, als die heiligen Stäten, die dem Dienste des Ewigen geweiht sind. Ihr müßt wissen, die Burg gehörte ehedem dem Hause Rocambole. Der letzte Zweig dieses Hauses verkaufte sie an den Ritter Carl von Miramol, zog ins gelobte Land, um sich ein Fürstenthum zu erobern, und wurde noch am Abende seiner Landung von den Ungläubigen zu Stücken zerhauen. Carl von Miramol ließ sich gleichfalls verführen, nach Palästina zu gehn, und war unter zehntausend Rittern der einzige, der nach drey Jahren mit zwanzig schwer beladnen Maulthieren auf seine Burg zurückkam. Er hatte ein festes Schloß mit Sturm erobert, und man sagte, seine Maulthiere hätten nur Gold, und nicht einmahl Silber, getragen. Von nun an wurde Roche Grise ein Freudensitz, zu dem die ganze Nachbarschaft zehn Meilen weit wallfahrtete. Man baute, man grub, man pflanzte in Roche Grise. Die Maurer und die Zimmerleute hat-

ten einige Jahre lang eine Art von Lager da. Im Walde streiften Jahr aus Jahr ein bewaffnete Söldner. — Ach, Herr Ritter, es war eine Freude nach Roche Grise zu gehn; je tiefer man in den Wald kam, je mehr beschleunigte man seine Schritte, um die Burg zu erreichen. Denn die Burg zog an, wie ein Mädchen."

„Lieber Vater, Eure Erzählung ist mir unbeschreiblich rührend. Könnte man denn der Burg ihre Ehre nicht wiedergeben? — Aber ich bitte Euch um Verzeihung. Ich habe Euch unterbrochen."

„Vor achtzehn Jahren starb mein Freund, Carl von Miramol, und hinterließ die Burg seinem einzigen Sohne. Dieser hatte ein Weib, das die Krone der Gegend war, und er wußte das Weib zu schätzen. Ach, Herr Ritter, ein Weib, wie das war, ist Königreiche werth; aber ich habe kein solches Weib finden sollen. Gott gebe, daß Ihr es finden mögt!"

„Amen, lieber Vater! und Ihr sollt mich einsegnen helfen."

„Ludwig von Miramol war seines Weibes werth. Und wer jetzt einen Tag auf Roche

Grise zubrachte, der hatte mit den Seinigen drey Monathe hernach noch nicht davon ausgesprochen. Aber Ludwig war allzuglücklich. Sein Weib starb vor zwölf Jahren, ohne ihm ein Kind zu verlassen. Man sagte ihm, daß nur eine zweyte Gattinn seinen Gram lindern könnte. Er vermählte sich wieder, allein er verirrte sich in seiner Wahl. Er starb am Ende des ersten Jahrs, nachdem ihm sein zweytes Weib wenige Wochen vorher einen Sohn gegeben hatte."

„Und dieser Sohn, lieber Vater?"

„Hört nur weiter! — Dieses Weib war eher zu einem Panzerreiter, als zu einer Hausmutter geschaffen. Ein Roß herum zu tummeln, und hinter ihren Hunden her einem Hirsche nachzusetzen, war ihr einziges Vergnügen. Kurz sie hörte, daß wieder ein Kreuzzug nach dem gelobten Lande ging, legte eine Rüstung an, und zog mit einem stattlichen Gefolge davon. Ihr Kind übergab sie einer Amme, und die Aufsicht über die Burg übertrug sie einem ihrer Jäger, der ihr Vertrauen erschlichen hatte. Dieser räumte nach und nach alle diejenigen,

denen er nicht traute, aus dem Wege, gesellte einige Landstreicher zu sich, und setzte sich in Besitz der Burg. Der einzige Erbe von Roche Grise starb in der Wiege, man wußte nicht, woran. Und nun ward Roche Grise die fürchterlichste Mördergrube, die es je gegeben hat. Nach zwey Jahren kam die Wittwe Miramol mit wenigen ihrer Leute halbnackend zurück. Der Bothe, durch den sie ihre Ankunft ankündigen ließ, wurde ermordet. Der Räuber legte sich in einen Hinterhalt, hieb ihr kleines Gefolge nieder, führte sie selbst gebunden in die Burg, und entließ sie nicht eher aus ihrem Kerker, als bis sie einwilligte, sein Weib zu werden. Allein er mochte ihrer bald überdrüssig geworden seyn, denn auch sie starb nach einiger Zeit sehr plötzlich. Man hat schon verschiedne Versuche gemacht, sich des Ungeheuers zu bemächtigen, allein er besitzt eine riesenmäßige Leibesstärke, und seine List übersteigt allen Glauben. Er treibt seine Greuelthaten noch bis heute, und er wird sie vielleicht noch lange treiben."

„Er treibt sie nicht mehr, lieber Vater," —

sagte der Ritter — „das Ungeheuer ist erlegt, und seine ganze Rotte liegt um ihn her.“

„Gott sey gelobt!“ — rufte der Alte freudig — „Und wer ist der Wohlthäter, den die ganze Gegend dafür segnen muß?“

Der Ritter erzählte ihm darauf das Abentheuer, das er in der vorigen Nacht bestanden hatte, und der Alte umarmte ihn Ein Mahl über das andre mit Thränen in den Augen. Er brachte frölich dem Ritter Dinte, Feder, und Papier, damit er wegen schleuniger Besetzung der Burg nach Castellane schreiben könnte; er versicherte ihn, daß kein Mensch in der Welt ihm den Besitz von Roche Müette streitig machen würde, und versprach, daß der Brief noch diesen Abend vom Kloster aus abgehen sollte. Während der Ritter schrieb, hatte sich der Alte in eine kleine Kapelle geschlichen, und verrichtete sein Dankgebeth.

Der Ritter konnte sich nun des Schlafs nicht länger erwehren. Der Alte zeigte ihm seine Ruhestäte an, und der Ritter schlief bis an den Morgen so sanft, als er je geschlafen hatte.

Die Damen hatten versprochen ihm einen Bothen zu schicken, sobald sie fertig zum Abzuge wären. Er hatte mit dem freundlichen Alten ein Frühstück genommen, er war gerüstet, und sein Roß stand gesattelt vor der Thür. Allein die Sonne stieg immer höher, und der Bothe erschien nicht.

Plötzlich sah der Ritter einen bewaffneten Reiter vom Kloster her gesprengt kommen. Sogleich schwang er sich auf, und jagte ihm entgegen. Der Reiter hielt.

„Seyd Ihr der Herr Ritter von Castellane?“

„Der bin ich.“

„Mein Herr läßt Euch höflich grüßen, und läßt Euch bitten, ins Kloster zu kommen.“

„Und wer ist Dein Herr?“

„Der Herr von Andosse, der Vater von unserm Fräulein Adelheid, das Ihr gerettet habt.“

„Der ist hier?“

„Wir sind nun schon den vierten Tag auf der Straße, um sie aufzusuchen, und vor zwey Stunden haben wir sie hier gefunden. — Ach,

Herr, ich kann Euchs nicht sagen, was wir alle für eine Freude haben. Denn für unser Fräulein Adelheid ließen wir alle das Leben, weil sie so ein englisch gutes Fräulein ist. — Und der Herr Graf von Forcalquier hat eine Freude, als wenn es seine eigne Tochter wäre."

„Der ist auch hier?"

„Er und seine Leute haben auch mit gesucht. — Man wollte uns die Pforte nicht öffnen. Aber der Herr Connetabel machte nicht viel Umstände."

„Der Connetabel ist auch hier?"

„Er und seine Leute haben auch mit gesucht."

Der Ritter flog schon nach dem Kloster, und der Bothe folgte ihm mit verhängtem Zügel. Der Ritter sprengte um die Ecke der Klostermauer herum; die Reiter, die den Zugang zur Pforte besetzt hatten, stutzten, und legten ihre Lanzen ein.

„Es lebe Adelheid von Andosse!" — rufte der Ritter.

„Es lebe der tapfre Ritter von Castellane!“ — jauchzten die Reiter, und senkten ihre Lanzen.

Der Ritter trat mächtig in den großen Sprachsaal. Er hatte mit der linken Hand die Scheide seines vollwichtigen Schwerts gefaßt, und mit der rechten zog er das Visier auf, und begrüßte die zahlreiche Gesellschaft.

Sogleich kam ihm Adelheid entgegen, und ergriff mit einer entzückenden Würde seine Hand. Er senkte sich auf ein Knie, küßte mit einem triumphierenden Blicke die schöne Hand, die ihn ergriff, und folgte dem Fräulein zu einem ältlichen Herrn.

„Mein Vater,“ — sagte das Fräulein — „ich stelle Euch den Ritter Aimar von Castellane vor. Ich habe Euch nichts weiter zu sagen, denn ich habe Euch seinen Nahmen genennt.“

Der alte Bernard von Andosse wußte nichts zu antworten. Er breitete stumm die Arme aus, und drückte den Ritter an sein Herz. Erst als nach wiederhohlten Umarmungen seine

Thränen flossen, sagte er etwas, das man nicht verstehen konnte.

Jetzt trat der Graf von Forcalquier hervor, und both dem Ritter traulich die Hand.

„Rechnet auf meinen Dank, Herr Ritter, so lange ich Athem habe!“ — sagte er, und es dauerte ziemlich lange, ehe der Ritter aus seinen Armen kam.

Plötzlich erblickte der Ritter Apollonien, die sich ganz in den Hintergrund gezogen hatte. Er eilte zu ihr, und stürzte zu ihren Füßen nieder. Sie wollte ihn aufheben, allein er küßte ihre Hände, und blieb liegen.

„Diese Schutzgöttinn ist es,“ — rufte er — „sie allein ist es, der wir den heutigen Tag zu danken haben. Und ich kann nicht eher aufstehen, als bis meine Freunde ihr haben Gerechtigkeit wiederfahren lassen.“

„Herr Ritter,“ — antwortete Apollonie — „seit Eure Freunde erschienen sind, bin ich noch nicht aus ihren Armen gekommen. — Was aber Euch selbst anbetrifft, so befehle ich Euch im Nahmen einer Freundinn, die gestern eine Stumme war — — augenblicklich aufzustehn.“

Der Ritter schwieg, und gehorchte: aber der alte Bernard, der Graf von Forcalquier, und Adelheid drängten sich herbey, um das reitzende Mädchen an ihr Herz zu drücken. — Der Ritter sah freudig diesen Umarmungen zu.

„Die Schutzheilige ist auch da," — lispelte ihm plötzlich etwas ins Ohr.

Der Ritter sah sich betroffen um. Die Schutzheilige stand wirklich mit allen ihren Reitzen hinter ihm, und both ihm lächelnd die Hand.

„Rechnet auf mich!" — sagte sie leise — „Der Connetabel mag knirschen, wie er will! — Euch darf keine Schutzheilige verlassen, die auf ihre Ehre hält."

Die ganze Gesellschaft hatte bisher schweigend zugesehn, und fast in allen Augen hatten Thränen geglänzt. Jetzt trat mit einem stolzen Anstande der Connetabel hervor. Er ging auf den Ritter von Castellane zu, und both ihm die Hand.

„Herr Ritter Aimar," — sagte er — „Ihr habt mir einen sehr großen Dienst gelei-

stet, und ich bin bereit, ihn nach Vermögen zu vergelten."

Der Ritter stand da, und sah den Connetabel starr an. Er machte keine Bewegung, die dargebothne Rechte des Connetabels anzunehmen, und der Connetabel mußte die Hand wieder sinken lassen.

„Im Ernste, Herr Ritter Aimar!" — fing der Connetabel wieder an — „ich weiß einen geleisteten Dienst zu erkennen, und ich brenne vor Begierde, ihn zu belohnen."

„Ich verstehe Euch wirklich nicht," — sagte der Ritter gelassen.

„Herr Ritter Aimar, Ihr sprecht mit dem Grafen von Montfort, Connetabel von Frankreich."

„Das weiß ich sehr wohl. Wir haben uns einmahl zur Nachtzeit kennen lernen."

„Ihr bemerkt doch, daß ich das jetzt absichtlich vergessen will, um Euch nicht zu kränken? — Kurz, Herr Ritter, Ihr habt durch einen glücklichen Zufall meine verlobte Braut gerettet, und ich erkläre hiermit feierlich, daß ich Euch deßwegen alle meine Erbrechte auf die

Baronie Castellane abtrete. Solltet Ihr mit dieser Belohnung noch nicht zufrieden seyn, so will ich zu der Baronie Castellane noch eine Herrschaft in Provence oder in Languedoc hinzufügen, und Ihr sollt Euch diese Herrschaft selbst wählen können."

„Herr Connetabel, ich habe Euch ausreden lassen. Sollte ich jemahls Eure verlobte Braut in einer Gefahr finden, so rechnet darauf, daß ich meine Schuldigkeit ohne Lohn thun werde, wie es einem Ritter zukommt. Ob Ihr Herrschaften in Provence oder in Languedoc zu verschenken habt, will ich diesen Augenblick nicht entscheiden. Für die Baronie Castellane danke ich Euch; sie ist bereits in meinem Besitze, und ich werde das Erbe meiner Väter zu vertheidigen wissen. Was aber das Fräulein Adelheid von Andosse betrifft, so hat sie mir — bereits vor Eurer Ankunft auf Hauteroche — durch diesen Ring die Erlaubniß gegeben — mich ihrem ehrwürdigen Vater zu Füßen zu werfen, und ihn um die Bestätigung meines Glücks zu flehen."

Der Ritter hatte einen Ring vom Finger

gezogen, wendete sich gegen den alten Vater Bernhard, ließ sich auf ein Knie, und übergab ihm den Ring.

Der alte Bernhard besah den Ring, und blickte freundlich seine Tochter an, die neben ihm stand. Sie schlug verschämt die Augen nieder, beugte sich auf die Hand ihres Vaters, und drückte stillschweigend einen Kuß drauf. Dieses reitzende Stillschweigen, und die sanfte Röthe, die plötzlich ihre Wangen färbte, bekräftigten das, was der Ritter gesagt hatte, stärker, als alle Worte, die sie hätte sagen können.

Der Vater küßte den Ritter, gab ihm ohne zu sprechen den Ring zurück, und winkte ihm, sich wieder zu erheben. Aber der Ritter konnte sich nicht enthalten, noch kniend Adelheids schöne Hand zu fassen, und einige Küsse drauf zu pressen.

Jetzt ergrimmte der Connetabel, und seine Augen fingen an, Funken zu werfen. Er schoß einen fürchterlichen Blick auf den alten Bernhard, und einen noch fürchterlichern auf seine Tochter. Er brach los, that drey hastige Schritte

nach dem knienden Ritter zu, und stampfte die Scheide des Schwerts auf den Boden.

„Herr Ritter, treibt Ihr Scherz?“ — fragte er schnaubend.

„Nichts weniger, Herr Connetabel,“ — antwortete der Ritter, und stand langsam auf — „ich treibe vollen Ernst.“

„Ich bitte um eine Erklärung.“

„Und ich werde mir nie das Recht nehmen lassen, vollen Ernst zu treiben.“

„Ich verlange Eure Erklärung.“

„Denn wer dem ehrwürdigen Vater meiner Geliebten gesagt hat, sie hätte jemahls dem Herrn Connetabel von Frankreich einen Funken Hoffnung gegeben, der hat eine Lüge gesagt.“

„Soll das mir gelten?“

„Es gilt dem, der gelogen hat.“

„Hölle und Teufel!“

Und sogleich flammten zwey Schwerter im Sprachsaale. — Es entstand ein Geschrey. Adelheid, Therese, und Apollonie sprangen herbey, und wollten den Ritter decken. Der Connetabel stieß sie zurück. Der alte Bernard zog, um seine Tochter zu schützen — der Graf von

Forcalquier zog, um die Fechtenden zu trennen. Nach einigen Augenblicken war kein Schwert mehr in der Scheide.

Zwey Edelknaben hatten sogleich den Lärm dem Hofe mitgetheilt. Amalrichs Reiter brüllten, der Connetabel wäre beschimpft; Bernhards und des Grafen Reiter brüllten, der Connetabel wollte Fräulein Adelheiden rauben. Die stillen Klosterfrauen stürzten mit bleichen Gesichtern aus ihren Zellen hervor, schrien, und weinten, und hoben die Hände gen Himmel. Einige liefen um das Sturmglöckchen zu ziehen — andre, um sich in die tiefsten Keller zu verbergen — noch andre, um an den geweihten Stäten Zuflucht zu suchen.

Eben hatte das Handgemenge im Klosterhofe seinen Anfang genommen, als man plötzlich Trompeten hörte. Die Fechtenden stutzten. Zwey Trompeter kamen in vollem Jagen in den Hof: ihnen folgten eben so zwey Herolde mit Lilienmänteln.

„Friede im Nahmen des Königs bey Verlust der Hand!“ — rufte der eine Herold.

Augenblicklich richteten sich die gefällten Lanzen in die Höhe, und alle Schwerter fanden ihre Scheiden wieder. Die Herolde saßen ab, und eilten nach dem Sprachsaale.

Der Graf von Forcalquier hatte hier durch seine Entschlossenheit die beiden Partheyen noch getrennt erhalten: allein die Wuth des Connetabels war mehr gestiegen, als gefallen. Er verlangte vom Ritter Widerruf und demüthige Abbitte, und der Ritter erklärte, daß man sich mit einer solchen Forderung bloß an sein Schwert zu wenden hätte.

Der Anblick der Herolde war unerwartet. Sie senkten ihre Zepter, und schwiegen, bis alle Schwerter zur Ruhe waren.

„Herr Connetabel, Graf von Montfort,“ — fing dann einer von ihnen an — „unsere Sendung ist dringend, und es ist ein Glück, daß wir einem Bothen begegnet sind, den Ihr diesen Morgen nach Avignon gesendet habt. Wir bringen Euch dieses Schreiben von Eurem gnädigsten Herrn, dem Könige, und wir haben gemeßnen Befehl, auf das schleunigste mit Euch selbst zurückzukommen.“

Der Connetabel erbrach das Schreiben, und las es. Er veränderte während des Lesens seine Miene, und man konnte daraus schliessen, daß es ihm nicht vollkommen angenehm seyn mochte.

„Ich folge Euch augenblicklich," — sagte er zu den Herolden, nachdem er das Schreiben gelesen hatte.

Er trat dann ganz allein in den Bogen eines Fensters, und schien da über etwas nachzusinnen. Jedermann schwieg. Er schritt stolz aus dem Fensterbogen hervor, und trat mitten in den Saal.

„Herr Ritter Aimar," — hub er an — „die Befehle des Königs rufen mich ab, und meine Augenblicke sind kostbar. In drey oder vier Tagen wird das Schicksal von Languedoc entschieden seyn. Aber es sey Sieger, wer wolle, so fordere ich Euch hiermit vor diesen Zeugen auf, heute über vierzehn Tage unter den Mauern von Andosse zum Zweykampfe zu erscheinen."

„Zum Zweykampfe mit Euch, Herr Connetabel?" — sagte der Ritter.

„Zum Zweykampfe mit mir!“

„Und der Zweykampf soll meine Rechte auf die Hand meiner Geliebten entscheiden?“

„Er entscheidet Eure Rechte auf die Hand des Fräuleins von Andosse.“

Der Ritter näherte sich ehrerbietig dem Vater seiner Geliebten, und fragte ihn durch eine Verbeugung. Der alte Bernhard reichte ihm die Hand, und der Graf von Forcalquier trat geschwind herzu, und drückte die beiden in einander liegenden Hände zusammen. — Der Connetabel sah zu; seine Lippen waren in starker Bewegung.

„Ich erscheine, Herr Connetabel!“ — sagte der Ritter, und gab dem Connetabel den Handschlag.

Der Connetabel reichte kalt die Hand dem Herrn von Andosse und dem Grafen von Forcalquier, und beide schlugen gleichfalls ein. — Adelheid, Apollonie, und Therese verschwanden plötzlich.

„Aber ich rechne drauf, Herr Ritter Aimar,“ — sagte der Connetabel — „daß Ihr das Kloster mit mir zu gleicher Zeit verlaßt.“

„Ihr könnt drauf rechnen, Herr Connetabel — und wofern ich Euch recht verstehe, so gestatte ich Euch sogar, die vierzehn Tage bis zur Entscheidung in Andosse selbst zuzubringen. Denn ich habe keinen Grund eifersüchtig zu seyn.“

Der Connetabel und der Ritter nahmen sehr kurz Abschied von der Gesellschaft, und ritten zu gleicher Zeit durch die Pforte hinaus. Als sich am Ende der Ulmen ihre Wege trennten, reichten sie sich noch von den Rossen die Hand.

„Wir sehn uns nach vierzehn Tagen in Andosse,“ — sagte der Ritter.

„Wofern wir leben!“ — sagte Amalrich.

Der Connetabel nahm dann mit seinem Gefolge rechts den Weg nach Avignon, und der Ritter wendete sich links nach der Wohnung des Einsiedlers, den er ohne Abschied verlassen hatte.

Als er sich um die Ecke der Klostermauer wendete, stand einer von den Dienern des Grafen von Forcalquier da, und bath ihn im Nahmen Theresens, sich bey dem Ein-

siedler wenigstens eine halbe Stunde aufzuhalten.

Der Ritter saß in der Zelle des Einsiedlers, und war eben mit seiner Erzählung von den heutigen Begebenheiten fertig, als Therese erschien. Der ehrwürdige Alte wollte sich entfernen, aber der Ritter bath ihn zu bleiben, und er blieb.

Therese brachte dem Ritter drey Küsse von Adelheid, und fügte Einen für sich hinzu. Dann überreichte sie ihm ein rosenfarbnes Band, und ein offnes Briefchen:

„Ihr zieht in die Schlacht: ich habe Euch keine Schärpe umlegen können: laßt Euch von der Schutzheiligen dieses Band um den linken Arm binden: Ihr habt michs als Brustschleife tragen sehn. Eure Dame denkt jeden Augenblick an Euch. Heil und Sieg in der Schlacht! Heil und Sieg im Kampfe zu Andosse!“

„Amalrich liegt erlegt zu meinen Füßen!“ — rufte der Ritter — „Meine Dame hat mir befohlen zu siegen.“

Er kniete nieder, und die Schutzheilige legte ihm das kostbare Band um den Arm.

Sie erzählte ihm dann, was seit Adelheids Flucht zu Hauteroche vorgegangen war.

„Adelheid verschwand von meiner Seite," — sagte sie — „ich folgte ihr augenblicklich — aber mein Roß war nicht so flüchtig, als ihr Renner — ich verlohr sie aus den Augen — ich stürzte kurz drauf über eine Baumwurzel, und ich lag ohne Besinnung. — Als ich zu mir kam, hörte ich bald ihren, bald meinen Nahmen rufen. Ich antwortete. Man kam mir zu Hülfe. — Die Räuber — denn es waren wirklich Räuber gewesen — hatten die Flucht ergriffen, aber von Adelheiden war nichts zu hören. Der Ritter von Andosse schickte einen von unsern Reitern in die Burg zurück. Der Connetabel und die Gräfinn erschraken eben so sehr, als alle die übrigen. Die ganze Burg gerieth in Bewegung; der Connetabel, der alte Bernhard, der Graf kamen mit allen ihren Leuten. Man vertheilte sich mit Fackeln in den Wald, man rufte, man stieß in die Hörner — aber von Adelheiden war kein Laut zu hören. — Der gute Ritter von Andosse glaubt plötzlich eine Stimme zu vernehmen, sprengt in der dicken

Finsterniß nach der Stimme zu, stürzt von einem Felsen herab, und bricht den linken Arm. — Wir suchten den ganzen folgenden Tag, und kehrten gegen den Abend trostlos in die Burg. — Der alte Bernhard war außer sich, er machte dem Connetabel die bittersten Vorwürfe, und ich sah den trotzigen Amalrich stumm und verlegen vor dem unglücklichen Vater stehen. Den zweyten Tag zogen wir alle wieder aus — der Ritter wollte nicht auf der Burg bey dem frechen Weibe bleiben, wie er sich gegen mich ausdrückte, und ging vor uns her in einer Sänfte nach Andosse ab. — Wir vertheilten uns in drey Partheyen, wir durchstreiften das Land, und erst vor einigen Stunden führte der Zufall uns in das Kloster. Die Gräfinn wird in die Hände klatschen, daß Amalrich Adelheiden wiedergefunden hat, aber sie wird mit den Zähnen knirschen, daß Ihr der Held seyd, durch den sie gerettet worden ist. Fürchtet dieses Weib, Herr Ritter, sie ist unerschöpflich in Ränken: aber ich werde über Adelheiden wachen. O, könnt ich Euch, und ihr, und dem Ritter von Andosse, der Euch beiden so ähnlich ist, mit

allem meinem Blute dienen, ich wollte es mit Freuden vergießen.“

Die Zeit verlief, man mußte scheiden. Man umarmte sich, und der Ritter gab der Schutzheiligen etwas Aehnliches mit, als er durch sie erhalten hatte.

Des Abends gegen Sonnenuntergang erschien der Ritter in Beaucaire. Das frohe Jauchzen seiner zweyhundert Castellaner empfing ihn, und Silvester that einen hohen Sprung, daß er seinen Lebendigen wiedersah. Am folgenden Morgen zog man aus nach Montpellier.

Durch den Fall von Avignon war den Feinden des Grafen von Toulouse das ganze Languedoc geöffnet worden. Kein fester Platz hielt sie mehr auf: die Stadt Toulouse selbst war nicht mehr gesichert. Der Graf mußte sich entschließen, eine Schlacht in offnem Felde zu wagen. Aber von dem Ausgange dieser Schlacht hing sein ganzes Schicksal ab.

Er versammelte alle seine Kriegsvölker, und verstärkt durch die Schaaren, die ihm seine Freunde zuschickten, oder selbst zuführten, zog

er dem Heere entgegen, das ihn als einen Ketzer vertilgen wollte. Er war eben in die fruchtbare Ebene gekommen, die sich zwischen Nimes und Montpellier ausbreitet, als die Kundschafter meldeten, daß der Feind heranzöge. Der Graf wählte schnell eine vortheilhafte Stellung, und stand kurz drauf in voller Schlachtordnung.

Der König, der in Person anführte, näherte sich bis zur Weite eines Bogenschusses. Sein Heer war dem Heere des Grafen an Anzahl überlegen, und er hatte anfangs Lust, sogleich anzugreifen. Allein man rieth ihm, die Ankunft des Connetabels mit der Besatzung von Avignon abzuwarten. Er wendete sich links ab, ging über den Vidourle, und schlug ein Lager unterhalb Sommieres. Aus diesem Lager schickte er die beiden Herolde ab, die den Connetabel endlich in einem Frauenkloster fanden, und mit ihm nach Avignon eilten. — Die Besatzung dieser Stadt folgte sogleich dem Connetabel, und am zweiten Abende erschien er schon in dem Lager des Königs.

Er nahm noch gegen den Untergang der

Sonne das Lager des Grafen in Augenschein. Es dehnte sich auf einer sanften Anhöhe hin, und war rechts durch einen gebirgigen Wald, und links durch die steilen Ufer des Vidourle gedeckt.

„Ein Frühstück auf morgen!“ — sagte Amalrich kalt zu den Befehlshabern, die ihn begleiteten — und in dem Kriegsrathe, der in des Königs Zelte gehalten wurde, drang Amalrich wirklich durch, und der Angriff wurde auf den morgenden Tag festgesetzt. — Der König behielt sich den Befehl im Mittelpuncte vor: der Düc von Valence sollte den rechten, Amalrich den linken Flügel anführen. Die Nacht verging mit Anordnungen.

Der Tag brach an: die Trompeten und die Pauken ertönten: beide Heere rückten aus dem Lager, und ordneten sich zur Schlacht. Der Graf von Toulouse und der Connetabel ritten jeder durch seine Schaaren, theilten ihnen Befehle aus, erinnerten sie an ihre vorigen Siege, forderten sie zu neuen Siegen auf, und versprachen ihnen Ruhm und Beute.

Die Schlacht fing sich noch eher an, als der König das Zeichen hatte geben lassen. Der Düc von Valence glaubte den linken Flügel des Grafen überraschen zu können. Er setzte an der Spitze einiger Schaaren durch den Vidourle. Augenblicklich zischten hundert Pfeile um ihn. Sein Roß fiel mitten im Flusse. Er machte sich los, erstieg mit Schlamm bedeckt das Ufer, hieb einen arragonischen Ritter, der ihm lachend entgegen gesprengt kam, vom Rosse, schwang sich auf, und brach mit seinen Schaaren ein.

Kurz drauf war das Gefecht allgemein. Die Bogen und die Schleudern waren unnütz, nur die Lanzen und die Schwerter waren zu gebrauchen. Die Schilde krachten, die Schwerter klirrten, die Lanzen splitterten, die Helme zersprangen, und das Blut floß in Strömen.

Der Graf von Toulouse befand sich da, wo das Gefecht am hitzigsten war. Zwanzig Ritter, die sich verbunden hatten, mit ihm entweder zu siegen, oder zu sterben, waren unzertrennlich von ihm. Das Schwert des Grafen führte keinen Streich vergeblich, und die

Streitkolben seiner zwanzig Ritter zerschmetterten alles, was sich ihnen entgegensetzte.

Der Connetabel sah, daß die französischen Reihen anfingen zu brechen, und daß Lücken in der Schlachtordnung entstanden. Er eilte herbey, führte eine neue Schaar in die größte Lücke, zertrümmerte alles, was vor ihm war, und sah plötzlich den Grafen von Toulouse sich gegen über. Er forderte ihn spottend zum Kampfe heraus, der Graf nahm die Aufforderung an, und in diesem Augenblicke zischte ein Pfeil.

Der Graf war in den rechten Arm verwundet. Der Pfeil stak in der Fuge der Armstücke, und das Blut floß. Der Graf wollte dennoch kämpfen: aber seine Ritter setzten sich vor ihn, und thaten ihm Einhalt. Er ward aus dem Gefechte geführt, um in seinem Zelte verbunden zu werden.

Das Gerücht, daß der Graf verwundet war, verbreitete sich augenblicklich in seinem Heere. Hundert Schritte von dem Orte, wo ihn der Pfeil getroffen hatte, schrie man, er wäre ohne Rettung, und tausend Schritte

davon war er schon todt nach seinem Zelte getragen.

Der Graf von Foix übernahm sogleich den Oberbefehl. Er war allenthalben, er versicherte, daß der Graf lebte, er bath, er befahl, er stürzte mit den Weichenden in das Gefecht zurück, er durchbrach die feindlichen Reihen, er that Wunder. Allein von dem Pfeile, der den Arm des Heerführers gelähmt hatte, war die Kraft des ganzen Heers gelähmt worden. — Amalrich verkündigte bey seinen Schaaren den Fall des Grafen von Toulouse, sie verdoppelten ihre Anstrengungen, sie drangen vor, sie gewannen Feld. Die Schaaren des Grafen flohen.

Plötzlich hörten die fliehenden donnern. Der Donner kam durch einen Hohlweg herab, in den sie sich stürzen wollten. Ein geharnischter Ritter mit einem weißen Federbusche erschien. Er hatte ein blitzendes Schwert in der rechten Hand, und ein rosenfarbnes Band um den linken Arm. Hinter ihm donnerten geharnischte Reiter herab.

„Halt!“ — rufte der Ritter mit dem

rosenfarbnen Bande, zog das Visier auf, und war plötzlich ein blendend schöner Jüngling.

Der Donner schwieg. Die Flüchtlinge standen. Der Ritter betrachtete sie.

„Es lebe Toulouse!“ — rufte er.

„Es lebe Toulouse!“ — ruften die Flüchtigen.

„Vorwärts, Kinder!“ — schrie er — „Ihr seyd auf dem falschen Wege. — Schließt Euch an, wir verfolgen den Connetabel. — Vorwärts, Castellaner!“

Es fing wieder an zu donnern. Die Castellaner stürzten aus dem Hohlwege hervor, breiteten sich aus, und donnerten vorwärts. Die Flüchtlinge glaubten dem allmächtigen Worte des Ritters, und folgten.

Der Ritter brach mit seinen Castellanern ein, und wo er einbrach, da wurde der Platz leer. Und wo die Flüchtlinge einbrachen, da blieb kein Feind übrig.

Jetzt sagte man sich im Heere der Toulousaner von Munde zu Munde wieder, die himmlischen Heerschaaren wären zu Hülfe gekommen — und im Heere der Kreuzzügler erscholl das

Gerücht, der Gott der Ketzer wäre mit einem weißen Federbusche von den Bergen herabgekommen.

„Narrheit!“ — rief der Düc von Valence — „ich messe mich mit dem weißen Federbusche. — — Platz hier! Platz!“

Er warf seine eignen Leute über den Haufen, und war nun dem weißen Federbusche gegen über.

„Hier Valence!“ — schrie er.

„Hier Castellane!“ — antwortete der weiße Federbusch.

Die Lanze, mit welcher der Düc anrennte, glischte an des Ritters Harnische ab. — Der Düc hatte während des Stoßes das Gleichgewicht verlohren. Der erste Streich des Ritters zerschmetterte des Dücs Visier, der zweyte theilte sein Haupt in zwey ungleiche Theile.

Von hier eilte der Ritter mit seinen Castellanern nach dem Mittelpunkte, wo er das Oriflamm wehen sah. Der Schrecken war schon vor ihm hergegangen: die Vernichtung kam mit ihm.

Die Schaaren des bekreuzten Heers fingen

an sich zu trennen, das Gefecht hörte auf, die geweihten Fahnen verschwanden. Der Connetabel stürzte von seinem Flügel herbey, um die Ordnung wieder herzustellen. Aber das Oriflamm war genommen, der König war verwundet, er mußte eilen, um den König in Sicherheit zu bringen.

Amalrich schäumte vor Wuth, er warf sich den Fliehenden entgegen, er hieb nieder, wen er erreichte, er geboth, er fluchte, er brüllte. Aber nur mit Mühe sammelte er noch einige Schaaren, mit denen er den Rückzug des verwundeten Königs decken konnte.

Aimar verfolgte den Connetabel bis zur einbrechenden Nacht. Aber die fliehenden hatten sich in enge Schlüchte geworfen. Die Klugheit geboth dem Ritter, nunmehr den Seinigen Einhalt zu thun. Die Trompete rufte, und man stand vom Feinde ab.

Der Graf von Foix hatte unterdessen das Lager erobert. Die Zelte des Königs und seiner Großen waren mit asiatischer Pracht ausgerüstet, seine Ritter waren wie zu einem Triumphe ausgezogen, die Beute war unermeßlich.

Noch immer wußte der Graf von Toulouse nicht, wer der Held war, der ihm den Sieg erfochten hatte, und wer die Schaaren waren, die er mit sich führte. Alle diejenigen, die er fragte, erzählten ihm nichts als Wunder, und viele hatten einen glänzenden Schein um sein Haupt gesehn: aber seinen Nahmen wußte ihm keiner zu nennen.

Endlich trat der Ritter an der Seite des Grafen von Foix ins Zelt. Der Graf von Toulouse stand sogleich auf, und ging ihm einige Schritte entgegen. Der Ritter verbeugte sich bescheiden, und führte ihn zu seinem Sitze zurück.

„Herr Graf," — fing der Ritter an — „der Ritter Aimar von Castellane macht Euch seinen Glückwunsch zu dem erfochtnen Siege. Mögt Ihr lange leben, und bald in Friede und Ruhe die Früchte desselben genießen!"

„Herr Graf," — sagte der Graf von Foix — „Ihr habt den Sieg nur dem wunderthätigen Schwerte des Ritters zu danken. — Es ist niemand in beiden Heeren, der mein Zeugniß nicht bestätigen wird."

Der Graf von Toulouse vergoß Thränen.

„Würdiger Sohn Eurer Väter," — sagte er zum Ritter — „ich kann Euch nicht in meine Arme nehmen, nehmt mich in die Eurigen. Ich habe ja heute unter Euerm Schutze gestanden."

Am folgenden Morgen ließ der Graf sein Heer ausrücken. Es stellte sich in Ordnung: der Graf ließ sich auf sein Roß heben, und hielt, umringt von seinen Edeln, an der Spitze.

Der Ritter mit dem weißen Federbusche und mit dem rosenfarbnen Bande führte seine zwey hundert tapfern Castellaner vor dem Grafen auf, und stellte sie ihm vor. Ein allgemeines Freudengeschrey des ganzen Heers empfing ihn und seine Schaar, und alle Trompeten und Pauken tönten in den betäubenden Jubel. Der Graf von Foix erhob die rechte Hand, es entstand eine allgemeine Stille, und der Graf von Toulouse dankte mit lauter Stimme für sich und im Nahmen seines ganzen Heers dem Ritter und seinem Gefolge für den mächtigen Beystand, den sie ihm geleistet hätten.

„Es lebe Castellane!“ — rufte plötzlich mit Einer Stimme das Heer der Toulouser.

„Es lebe Toulouse!“ — ruften wieder die zwey hundert tapfern Castellaner.

Der Graf von Toulouse überreichte hierauf dem Grafen von Foix ein großes Pergament. Der Graf von Foix las es laut ab, und übergab es dann unter Trompeten- und Paukenschall dem Ritter. — Der Graf von Toulouse entsagte in der Schrift feierlich der Oberlehnsherrlichkeit über Castellane, erkannte die Barone von Castellane als unabhängige Herren ihres Landes, und trat dem Ritter noch einige Herrschaften in der Nachbarschaft von Castellane ab, damit er dieselben mit gleichen Hoheitsrechten besitzen sollte.

Der Alte mit dem silbernen Barte bekam eine vollständige Rüstung, und ein kostbares Schwert mit einem prächtigen Wehrgehänge. — Beym Heere war diesen Morgen schon ausgemacht worden, daß die tapfern Castellaner die Hälfte der ganzen Beute bekommen sollten.

Der Graf von Toulouse hielt nun in seinem Zelte Kriegsrath. Der Ritter wurde zuerst

um seine Meinung gefragt. Er lehnte diese Ehre bescheiden von sich ab: allein jedermann schwieg, und er mußte sprechen. Sein Rath war, daß man das Heer zweymahl vier und zwanzig Stunden ausruhen ließe, dann die Trümmer des geschlagnen Heers aufsuchte, sie über die Rhone jagte, und augenblicklich Avignon einschlösse. Der Ritter hatte kaum ausgesprochen, als sein Rath schon einstimmig angenommen war. Man beschloß, am dritten Morgen das Lager abzubrechen, und dem Feinde nachzufolgen.

Der Graf von Toulouse hatte dem Connetabel Kundschafter nachgeschickt. Einer von diesen kam Tags drauf zurück, und sagte aus, der Connetabel zöge nach Avignon zu, um da Verstärkung zu erwarten — sein Heer wäre fast auf den vierten Theil zusammengeschmolzen, denn mehr als die Hälfte der Flüchtlinge wären nach Hause gegangen — der König würde in einer Sänfte getragen, der sich niemand nähern dürfte — und jedermann schlösse daraus, daß seine Wunden gefährlicher wären, als man öffentlich sagte. — Kurz nach diesem Kund-

schafter kam ein zweyter zurück, der fast eben dieselben Nachrichten brachte.

Die Aussagen der Kundschafter waren richtig: und der Zustand des Königs verschlimmerte sich unterwegs so sehr, daß man ihn nicht bis Avignon bringen konnte, sondern ihn mehrere Stunden vor dieser Stadt in der Abtey Montpensier niedersetzen mußte.

Die Königinn, die mit dem Cardinal-Legaten in Avignon geblieben war, kam auf das schleunigste mit ihm nach Montpensier. Sie that alles, was man von einer zärtlichen Gattinn erwarten konnte. Sie half selbst die Wunden des Königs verbinden, sie verließ sein Bett nicht, sie sorgte und wachte unermüdet. Allein die letzte Stunde des Königs war gekommen: er selbst fühlte, daß ihm nur noch wenige Augenblicke übrig wären. Er ließ den Cardinal-Legaten, den Connetabel, und einige andre Große vor sein Bett berufen.

„Meine Freunde," — sagte er mit matter Stimme — „es ist eine Hülle von meinen Augen gefallen, ich sehe die Sachen in einem andern Lichte. Ihr habt geirrt, als Ihr mir

den Segen des Himmels zu diesem Zuge versprach. Legt Euern Irrthum ab, und macht dem Blutvergießen ein Ende. Mein letzter Wille an Euch ist, daß Ihr Bothen des Friedens an den Grafen von Toulouse sendet, daß Ihr die Erbrechte des Grafen anerkennt, und daß Ihr die Sache der unglücklichen Albigenser Gott anheim stellt. Zuletzt ernenne ich hiermit meine geliebte Gemahlinn zur Vormünderinn meines Sohns, und zur Regentinn des Reichs."

Alle Anwesende waren gerührt, der Cardinal-Legat und der Connetabel waren erschüttert, die Königinn schwamm in Thränen. Kurz drauf verschied der König in ihren Armen.

Dieser unerwartete Todesfall veränderte plötzlich die Gestalt der Dinge. — Die Königinn war nach Avignon zurückgereist. — An die Befestigung dieses Platzes, an ein Verweilen in diesen fernen Gegenden war nicht weiter zu denken. Die Königinn hatte ihren Sohn in Paris gelassen, ihrer Regentschaft drohten Stürme, und besonders war der Ehrgeiz des Grafen von Champagne zu fürchten, der in

ihrer Abwesenheit sehr leicht die höchste Gewalt an sich reißen konnte. Ueberdem war der schleunige Abschluß eines Friedens mit dem Grafen von Toulouse eine Verordnung eben desselben letzten Willens, durch den sie Regentinn geworden war. — Nachdem sie ihren Entschluß gefaßt hatte, ließ sie den Connetabel zu sich rufen.

„Herr Connetabel," — redete sie ihn an — „Ihr habt den letzten Willen des sterbenden Königs gehört. Ihr seyd Connetabel von Frankreich, und ich glaube, daß Euch das Wohl des Reichs, dem Ihr dient, angelegen seyn wird. Der neue König ist minderjährig, dem Reiche drohen Unruhen, man kann jetzt nicht an Privat-Streitigkeiten denken. Ich bin gesonnen, den letzten Willen meines Gemahls zu vollziehn, und Friedensbothen an den Grafen von Toulouse zu senden."

Der Connetabel sprach sogleich von der Würde der Krone, von der Heiligkeit der Religion, von seinen Rechten auf Languedoc. — Die Königinn hörte ihn gelassen an. Er sprach lange, und er sprach mit Wärme.

„Herr Connetabel," — sagte sie endlich — „wir wollen davon zu einer andern Zeit sprechen. Jetzt habe ich Geschäfte."

Der Connetabel erschrak über den festen Ton, mit welchem die Königinn diese Worte sagte, verbeugte sich, und ging. Die Königinn ließ sogleich zwey Herolde rufen, schrieb einige Zeilen, und schickte die Herolde mit denselben nach dem Lager des Grafen von Toulouse.

Der Connetabel hatte sich in sein Gemach verschlossen. Bald lag er auf einem Ruhebette, und ein paar Thränen der Wuth flossen an seinen Wangen herab; bald sprang er auf, ging schnaubend im Gemache hin und wieder, und stampfte dann und wann auf den Boden, daß die Fenster schutterten. — Er war binnen wenig Tagen von dem höchsten Gipfel des Ruhms und des Glücks in den tiefsten Abgrund herabgeworfen. — Languedoc war verlohren, und um Adelheids Besitz sollte er noch erst mit dem jungen Helden kämpfen, dessen Muth durch die Geschichte dieser Tage verzehnfacht worden war.

„Nimmermehr," — schrie er endlich laut — „nein, nimmermehr soll Adelheid Dein seyn, elender Ketzer!"

Er warf sich wieder auf sein Ruhebett, und wurde still. Er hatte einige Zeit im tiefen Nachsinnen dagelegen, als leise an die Thür des Gemachs gepocht wurde. Er rufte, wer da wäre; sein vertrautester Diener antwortete ihm, daß er ihm etwas Wichtiges zu sagen hätte. Der Connetabel öffnete, der Diener trat herein.

„Gnädigster Herr," — sagte der Diener — „es ist eine verschleierte Dame da, die sich durchaus nicht abweisen lassen will. Sie ist mit einem jungen Ritter gekommen, der unten im Hofe wartet. Sie sagt, sie wäre Eure beste Freundinn, und sie hätte Euch etwas zu entdecken, das Euch sehr angenehm seyn würde."

„Laß sie herein kommen!" — sagte der Connetabel, und suchte sein verstörtes Gesicht ein wenig in Ordnung zu bringen.

Die Dame trat herein, schlug den Schleier zurück, und fiel dem Connetabel in die Arme.

Er traute seinen Augen kaum — es war die Gräfinn von Forcalquier.

„Erkennt in mir eine treue Freundinn, Herr Connetabel!“ — sagte sie — „Ich hörte, daß Ihr unglücklich gewesen wärt — die größten Männer sind bisweilen die unglücklichsten — ich flog von Hauteroche nach Forcalquier — ich entwarf einen Plan, ich traf Anstalten. — Der Ketzer, der über alles spottet, soll und darf Adelheiden nie besitzen. — Ich habe den Baron von Savenne bey mir — er ist Euch ergeben — wir können uns auf ihn verlassen. — Mein vertrauter Diener, durch den ich Euch hätte schreiben können, ist mir seit einiger Zeit abhanden gekommen, und ich mußte den Baron von Savenne selbst bey Euch einführen. — Kein Mensch weiß, daß ich hier bin, und kein Mensch darf es wissen. Ich eile nach Hauteroche. Sprecht mit dem Baron von Savenne.“

Die Herolde, welche die Königinn an den Grafen von Toulouse abgeschickt hatte, trafen ihn auf dem Zuge nach Avignon. Der Graf las das Schreiben der Königinn, und war sehr

entzückt, daß sie sich erboth, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, und Friedensbedingungen anzuhören. Aber den Waffenstillstand von vierzehn Tagen, den sie vorschlug, nahm er nur unter der Bedingung an, daß der Graf von Comminges sogleich ausgeliefert würde. Der Ritter von Castellane hatte an dieser Forderung den größten Antheil.

Die Herolde gingen zurück; der Graf folgte sehr langsam. Die Königinn war froh, daß der Graf keine härtern Bedingungen vorgeschrieben hatte — erkundigte sich, wo der Graf von Comminges aufbewahrt würde, und hörte, daß er unter fünf Tagen nicht ins Lager des Grafen von Toulouse zu stellen wäre.

„Gut!“ — antwortete der Graf von Toulouse den Herolden, die zurückkamen — „beide Theile sind auf ihrer Hut. Ich werde binnen fünf Tagen nicht vorrücken. Aber der Waffenstillstand hebt erst von dem Augenblicke an, da der Graf von Comminges in meinen Armen ist.“

Ein Herold brachte die Antwort zurück, daß die Königinn den Vorschlag angenommen

hätte. Der Graf von Toulouse rückte nicht vor, und die Königinn hatte schon nach dem Grafen von Comminges geschickt.

Ihre Bothen kamen in der Nacht an. Sie traten ins Gefängniß, weckten den schlafenden Grafen von Comminges, entledigten ihn seiner Fesseln, und bathen ihn dann, ihnen schleunig zu folgen. Der Graf war aus einem Traume geweckt worden, und er glaubte, dieser Traum dauerte fort. Man sagte ihm, daß er auf Befehl der Regentinn dem Grafen von Toulouse ausgeliefert werden sollte; er traumte fort, und antwortete nicht. Man sagte ihm, daß der König dem Grafen von Toulouse eine Schlacht geliefert hätte, und an seinen Wunden gestorben wäre; er traumte fort. Man sagte ihm, daß der Ritter Aimar von Castellane die Schlacht gewonnen hätte — und nun wachte er auf.

„Aimar lebt? lebt wirklich?“ — sagte er.

„Der Ritter Aimar lebt,“ — sagten die Bothen — „und Ihr werdet ihn sehn.“

Der Graf folgte sogleich den Bothen nach Avignon. Die Königinn empfing ihn sehr huld-

reich, gab ihm mündlich die Versicherung, daß sie nichts sehnlicher wünschte, als den Frieden unterzeichnet zu sehn, und ließ ihn durch vier Reiter von ihrer Leibwache nach dem Lager des Grafen von Toulouse geleiten.

Der kleine Zug hatte etwa die Hälfte seines Wegs zurückgelegt, als er in ein enges Thal kam. Hier stieß ihm plötzlich eine Schaar von etwa dreyßig Panzerreitern auf, denen eine Sänfte folgte, die von zwey Maulthieren getragen wurde. Die Reiter und ihre Anführer trugen ganz geschloßne Visiere: sie schienen in einer geheimen Unternehmung begriffen zu seyn. Sie stutzten einige Augenblicke, als sie den Grafen mit seiner kleinen Bedeckung gewahr wurden. Vermuthlich durfte der Weg, den sie nahmen, nicht verrathen werden. Sie griffen an, der Graf war unbewaffnet, die Bedeckung ergab sich, ohne zu fechten, und die geheimnißvolle Schaar führte ihre Gefangnen mit sich davon.

Der Graf von Comminges erschien an dem bestimmten Tage nicht im Lager der Toulousaner. Der Graf von Toulouse schickte einen

Herold nach Avignon, und ließ sagen, daß er vorrücken würde. Ganz Avignon betheuerte dem Herolde, daß der Graf von Comminges wirklich nach dem Lager abgegangen wäre. Man schickte Streifzüge aus, man forschte in allen Flecken und Dörfern — aber diesseits der Hälfte des Wegs nach dem Lager war der Graf mit seiner Bedeckung verschwunden. Der Schmerz der Königinn war so aufrichtig, als der Schmerz des Grafen von Toulouse, und des Ritters von Castellane.

Als man eben in einem Kriegsrathe die Königinn von aller Schuld losgesprochen, und ihren Herold mit der Bewilligung eines zehntägigen Waffenstillstandes zurückgeschickt hatte, kam mit verhängtem Zügel ein Reiter ins Lager gesprengt, und fragte nach dem Ritter von Castellane.

„Woher?“ — fragte ihn der Ritter.

„Vom Herrn Ritter von Andosse!“ — antwortete der Reiter, und zog einen Brief hervor.

„Wir bedürfen Eures Arms,“ — lautete der Brief — „Adelheid und Therese sind vor

vier Tagen geraubt. — Wir müssen ein Schloß belagern. Mein Vater ist vor Schrecken krank. Ich selbst kann meinen linken Arm noch nicht brauchen. Kommt mit sechshundert Mann, wenn es möglich ist. Kommt schleunig.“

„Wilhelm von Andosse.“

Der Ritter stand wie vom Donner gerührt. Der Schrecken lähmte seine Zunge. Der Brief fiel ihm aus der Hand. — Er sollte in wenig Tagen mit dem Connetabel um Adelheiden kämpfen, und jetzt war Adelheid plötzlich durch Räuber entführt. Man konnte keinen Augenblick zweifeln, wer das Bubenstück angegeben hatte.

Aimar reichte den Brief dem Grafen von Toulouse, der neben ihm stand. Der Brief ging von Hand zu Hand — der Innhalt erscholl sehr bald durch das ganze Lager. Jedermann war ergrimmt gegen den Connetabel, und wenn der Ritter alle die Freywilligen hätte annehmen wollen, die sich ihm darbothen, so wäre der Graf von Toulouse allein im Lager zurückgeblieben.

Der Ritter nahm tausend Mann vom Grafen an, und mit diesen, und mit seinen zwey hundert Castellanern zog er nach einigen Stunden ab nach Andosse.

Als er die Gränzen der Herrschaft betrat, fand er Groß und Klein unter den Waffen. Die Weiber weinten, die Männer warteten nur auf den Anführer, der ihnen versprochen war. Adelheid war der Liebling des ganzen Volks.

Der Ritter kam auf das Schloß. Wilhelm von Andosse stürzte ihm entgegen. Die sich einst wechselsweise das Leben gerettet hatten, sahen sich heute zum Ersten Mahle wieder. Die Thränen, die sie in ihre Umarmung weinten, versiegelten den Bund, den ihre Herzen längst geschlossen hatten. Und das Unglück, welches sie in diese Umarmung zusammenführte, gewährte der Versiegelung eine Kraft, die jeder Erschütterung trotzen konnte.

Der alte Bernhard wankte stumm und ohne Thränen in die Arme des Ritters. Er drückte dem Ritter einige Mahl die Hand, und lehnte sich, ohne ein Wort gesprochen zu haben, wieder in seinen Ruhesessel.

Der Ritter fragte nunmehr, auf welche Art das Bubenstück ausgeführt wäre, und welche Spur man von den Thätern hätte. Aber man konnte ihm nur wenig Gewisses sagen.

Apollonie hatte gehört, daß ihr Vater die Freyheit erhalten hätte, und war vor vier Tagen unter einer Bedeckung nach Comminges abgegangen, um dort Anstalten zu seinem Empfange zu treffen. Adelheid und Therese hatten Apollonien einige Stunden weit begleitet, waren auf dem Rückwege bey einem Eingange des Parks abgestiegen, und hatten ihre Leute und ihre Maulthiere nach dem Schlosse geschickt. — Das war gar nichts Ungewöhnliches, und weil der Abend sehr schön wurde, so hatte man im Schlosse an nichts Arges gedacht, als sie sich verspäteten. Erst gegen Mitternacht war der Kammerfrau bange geworden — sie hatte Leute mit Fackeln zu sich genommen — hatte gerufen und keine Antwort erhalten — und kurz drauf war das ganze Schloß, und die ganze Stadt auf den Beinen gewesen. — Am folgenden Morgen hatte man endlich ein weißes Band, das Therese den Tag vorher in

den Haaren getragen hatte, in der Höhe eines Reiters an einem Eichenzweige hängend gefunden. Von nun an waren alle Wege und Stege untersucht worden. Die Räuber hatten in vier Haufen in der Nähe von Andosse gehalten, ihre Spuren wiesen nach allen Himmelsgegenden. Erst gestern hatte man ausgekundschaftet, daß in einer Entfernung von einigen Stunden sich jedesmahl zwey Haufen in Einen zusammengeschwenkt hatten, und daß kurz vor Savenne diese beiden größern Haufen in einen einzigen zusammengestoßen waren.

Aus allem diesem folgte, daß der Connetabel sich des Erbfeindes von dem Hause Andosse, des Barons von Savenne, bedient hatte, um sein Bubenstück auszuführen, und daß Adelheid und Therese nach der Burg Savenne gebracht waren.

„O, meine Adelheid! — o, meine Therese!“ — rufte der Ritter von Andosse Ein Mahl über das andere — „muß ich gerade jetzt außer Stande seyn, das Schwert für Euch zu führen!“

Man fing eben an, über die nöthigen Maßregeln zu sprechen, als der Laufer des Grafen von Forcalquier gemeldet wurde. Er trat athemlos herein, übergab dem Ritter von Andosse einen offnen Brief, und sank vor Kraftlosigkeit um. Der Ritter von Andosse las.

„Eilt, mein Freund, berennt die Burg von Savenne, laßt niemand aus noch ein. Ich breche sogleich mit meinen Mannen ebenfalls auf. Mein Laufer weiß alles.“

Der Ritter gab augenblicklich Befehle zum Aufbruche nach Savenne. Der Laufer erhohlte sich, und mußte nun erzählen.

„Gnädige Herren,“ — fing er zu den beiden Rittern an — „ich bin einem Mädchen gut, und sie ist mir gut, aber wir sollen einander nicht gut seyn. Und da sprechen wir uns manchmahl in dem Fischerhäuschen, das unten an dem Felsen von Hauteroche steht. — Und da gehe ich immer voraus, und steige oben zu einem Fenster hinein, und schließe ihr inwendig auf, wenn sie kommt. Vorgestern Abends kam ich wohl eine Stunde eher, als die Abrede war. Und weil ich den Tag über viele Wege

gemacht hatte, so war ich müde, und legte mich auf den Oberboden hin, und wollte das Stündchen verschlummern. Aber kaum war es dämmrig geworden, so schloß jemand ganz leise die Thür unter mir auf, und kam herein, und schloß sie wieder zu. Ich regte mich nicht — aber ich erschrak, daß mir das Herz pochte, da ich ein Weilchen hernach am Husten hörte, daß es die Frau Gräfinn war. Endlich hustete es draußen wieder, und die Gräfinn ließ eine Mannsperson herein, die sehr schwere Stiefeln trug. — Und nun fing ein Gespräch an."

„Erzähle kurz, lieber Freund!" — sagte der Ritter von Castellane — „Vor allen Dingen wer war die Mannsperson?"

„Der Herr hieß die Frau Gräfinn göttliches Weibchen, und die Frau Gräfinn hieß ihn göttliches Savennchen. Und sie küßten einander fleißig."

„Und nun was war der Innhalt ihres Gesprächs?" — fragte Aimar wieder.

„Ich weiß noch alle Worte, gnädige Herren, aber wenn ichs Euch kurz erzählen soll, so haben sich der Herr Connetabel und der Herr

Cardinal-Legat, und der Herr Baron von Savenne, und die Frau Gräfinn mit einander verschworen, daß Ihr, Herr Ritter, niemahls das Fräulein Adelheid bekommen sollt — und die Frau Gräfinn hat die Ränke geschmiedet — und der Herr Baron von Savenne hat dem Herrn Connetabel die Ränke ausführen helfen, und er kam eben, und meldete ihr, daß alles gut abgelaufen wäre. Der Herr Connetabel und er waren des Abends vorher hundert Mann stark in der Gegend von Andosse gewesen. Sie hatten sich nach allen Gegenden in vier Haufen getheilt gehabt. Zehn Mann waren in den Park gedrungen, und hatten das Fräulein und Theresen aufgehoben. Denn Theresen hatten sie nothwendig mitnehmen müssen, damit nicht zu früh Lärm würde.

„Aber Therese ist doch jetzt bey meiner Schwester?“ — fiel ihm der Ritter von Andosse ins Wort.

„Beide sind beysammen, Herr Ritter! denn Therese ist auf einem Rosse zu dem einen Zuge gebracht worden, den der Herr Baron angeführt hat.“

„Der Räuber, einfältiger Mensch! Der Räuber! und nicht der Baron!“ — sagte der Ritter von Castellane unwillig.

„Und das Fräulein ist auf einem Rosse zu dem andern Zuge gebracht worden, bey dem der Herr Connetabel gewesen ist.“

„O, so laß doch die Titel weg, mein Freund!“ — sagte Aimar.

„Beide Züge haben eine Stunde von dem Schlosse mit Sänften gehalten: denn die Herren sind auf Theresen vorbereitet gewesen. Jeder Zug hat unterwegs Verstärkung an sich gezogen, und der eine Zug mit Theresen hat zwey Stunden von Savenne den Herrn Grafen von Comminges mit vier Reitern von der Leibwache der Königinn gefangen genommen, damit die Sache nicht zu zeitig auskommen sollte. Nicht weit von Savenne haben sich beide Züge vereinigt. Der Connetabel ist mit seiner Beute nach dem Felsenneste gezogen, und der Savenne hat sich auf ein bereit stehendes frisches Roß gesetzt, um bey der Gräfinn seinen Lohn zu hohlen.“

„Seinen Lohn?“ — fragte Aimar.

„Ja, seinen Lohn, Herr Ritter! aber das kann ich Euch weiter nicht erklären. — Fragt mich nicht weiter deßwegen!“

„Der Connetabel ist also mit dem Fräulein auf der Burg Savenne?“

„Ach, das ist noch gut, Herr Ritter!“

„Wie so?“

„Denn übermorgen Abends sind sie nicht mehr da. Mit dem Einbruche der Nacht führt sie alsdenn der Connetabel nach Aigues Mortes. Da liegt ein segelfertiges Schiff. Man geht nach Genua, von da zu Lande nach Rom. Der Cardinal-Legat hat dem Connetabel Zeugnisse an den Pabst mitgegeben, und das Fräulein sagt zu Rom entweder Ja, oder wird wegen des Ungehorsams gegen ihren Vater auf Lebenszeit eingesperrt. — Der Cardinal-Legat hat den Connetabel von dem Versprechen, mit Euch zu Andosse zu kämpfen, losgesprochen, weil Ihr ein Ketzer wärt, und weil Ihr das Fräulein durch Zauberey verführt hättet. — Und in Avignon will der Cardinal-Legat sagen, der Connetabel wäre über die Alpen gegangen, um in Wälschland Völker gegen den Grafen von

Toulouse zu werben. Auch will der Cardinal-Legat die Regentinn stürzen, weil sie die heilige Kirche verläßt, und mit Ketzern Friede machen will.“

Aimar öffnete die Thür des Gemachs, und rufte hinaus auf den Vorsaal.

„Laßt Sturm blasen!“ — rufte er — „Landsturm! Landsturm! augenblicklich! eilt!“

„Und was soll aus Theresen werden?“ — fragte der Ritter von Andosse.

„Die wird wieder nach Hause geschickt, damit sie das Fräulein nicht gegen den Connetabel aufhetzen kann. Die Gräfinn hat sie an den Johann verheurathen wollen. Da der aber vermuthlich auf einer Reise verunglückt ist, so hat sie ihr den Maulthierwärter zugedacht.“

„Schweig!“ — sagte Aimar — „ich kann so etwas nicht hören.“

„Himmel und Hölle!“ — sagte der Ritter von Andosse — „und so eine Furie darf von der Sonne beschienen werden!“

„Gnädige Herren, unser einer weiß nicht allemahl, was er von den hohen Herrschaften sagen soll, und wie er mit den hohen Herrschaf-

ten reden soll. — Die Sonne bescheint die Gräfinn nicht mehr. Denn die Gräfinn hat sich mit Gift vergeben."

„Mit Gift vergeben?" — schrien beide Ritter zu gleicher Zeit.

„Sie muß den Gift in einem Ringe bey sich geführt haben. Denn sobald das Gespräch aus war, trieb mich die Angst zum gnädigen Grafen. Ich verlangte, daß er mich in sein geheimes Gemach führen sollte, und er that es. Ich erzählte ihm, was ich gehört hatte, er ließ den Castellan rufen, ging mit mir und mit dem Castellane zur Gräfinn, führte sie gelassen in ein abgesondertes Gemach auf einem Thurme, sagte ihr, er ginge nach Savenne, schloß das Gemach ab, und stellte den Castellan vor die Thür. Ich mußte mit ihm in die Gemächer der Gräfinn gehen, um ihm zu leuchten. Er brach ein Schränkchen auf, las eine ganze Stunde lang in den Papieren, die er fand, nahm dann einige von diesen Papieren in die Hand, und befahl mir, daß ich ihm nach dem Thurme leuchten sollte. Als der gnädige Graf aufgeschlossen hatte, und wir hineintraten, lag

die Gräfinn auf dem Boden in den fürchterlichsten Verzuckungen. Nach einem Weilchen war kein Leben mehr in ihr. Und während der Castellan in das Lärmhorn stieß, um das Land aufzubiethen, warf der gnädige Graf ein halbes Dutzend Fläschchen aus dem Gemache der Gräfinn zum Fenster hinaus. Dann schrieb er die paar Zeilen, die ich Euch gebracht habe, dann legte er seine Rüstung an, und dann machte ich mich auf den Weg."

„Höre einmahl," — sagte Aimar — „warum sollst Du Deinen Mädchen nicht gut seyn?"

„Weil sie die einzige Tochter ist, gnädiger Herr, und weil sie ein schönes Stückchen Land erbt, und weil ich nichts habe, als meine beiden Arme."

„Gib mir Deinen Nahmen."

„Roderich, gnädiger Herr!"

„Merke Dirs an, Roderich! Du sollst gleichfalls ein hübsches Stückchen Land haben."

„Ach, gnädiger Herr, was hilft das mir, und was hilft das meinem Mädchen, so lange das Fräulein unglücklich ist, und so lange

Therese unglücklich ist? Ich verstehe es nicht, ob vornehme Herren sind, wie unser einer. Aber wir beide werden nicht ruhig, als bis das Fräulein und Therese in Sicherheit sind."

„Roderich," — sagte der Ritter von Andosse, und drückte ihm die Hand — „Du kannst auf eine Ausstattung von mir rechnen."

Nach vier und zwanzig Stunden war die Burg Savenne von allen Seiten eingeschlossen. Die zwey hundert Castellaner, die tausend Toulousaner, die Schaaren von Andosse, und die Mannschaft des Grafen von Forcalquier bildeten eine dreyfache Kette um die Räuberhöhle. Aimar hatte den Oberbefehl.

Die Burg lag auf einem fürchterlichen Felsen, der an drey Seiten steil wie eine Mauer in die Höhe stieg, und nur von der Morgenseite einen beschwerlichen Zugang hatte. Aber dieser Zugang war so schmal, daß er nur für einen einzelnen Reiter Raum hatte, und er war an einigen Stellen durch Abgründe zerschnitten, die durch Zugbrücken verbunden waren. Der Felsen selbst schien den Wolken zu

trotzen, und an eine Erstürmung der Burg war nicht zu denken.

Der Ritter kam eben von der Besichtigung der Burg zurück, als ein Eilbothe vom Grafen von Toulouse erschien. Der Graf meldete ihm, der Cardinal-Legat und einige Große weigerten sich, der Königinn Befehle anzuerkennen, Avignon würde befestigt, und mit Lebensmitteln versehen, von einem Frieden mit den Kezzern wollte die Parthey des Cardinals nichts wissen, und der Connetabel wäre nach Italien gegangen, um Völker zu werben.

Der Ritter sann ein wenig, setzte sich dann, und schrieb einen langen Brief an den Grafen. Der Eilbothe ging zurück, und des Tags drauf kam schon des Grafen Antwort. Der Ritter war außerordentlich heiter, als er sie gelesen hatte, aber er sprach mit niemanden von dem Innhalte.

Er ließ nunmehr einen Trompeter rufen, gab ihm einen Handschuh, und ein offnes Schreiben, und schickte ihn hinauf zur Burg.

Der Trompeter kam an die unterste Zugbrücke. Man ließ sie nieder, und zog hinter

ihm wieder auf. Er sagte, daß er Befehl hätte, mit dem Herrn Connetabel selbst zu sprechen. Man antwortete, der Herr Connetabel wäre nicht in der Burg. Er bestand auf seinem Begehren, man ging hinauf um Befehle einzuhohlen, und nach einer halben Stunde erschien der Connetabel selbst. Er sah sehr ernst aus.

Der Trompeter übergab ihm das Schreiben, und legte vor seinen Füßen den Handschuh nieder. Der Connetabel las.

„Ich, Aimar Baron von Castellane, fordere hiermit den Connetabel, Amalrich Grafen von Montfort, zu einem Zweykampfe auf Tod und Leben, und sende ihm meinen Handschuh. Und das sollen die Bedingungen des Kampfes seyn. Siegt der Connetabel, so tritt ihm Raimund Graf von Toulouse freywillig alle die Länder ab, die des Connetabels Vater in Languedoc und in Provence besessen hat. Siegt aber der Connetabel nicht, so geht der Kreuzzug aus einander, und das Fräulein Adelheid von Andosse hat die Freyheit, ihre Hand zu geben, wem sie will.

„Aimar Baron von Castellane."

„Und ich, Raimund Graf von Toulouse, verspreche auf mein Ehrenwort, daß ich die Bedingungen des Zweykampfs annehme, und daß ich sie treulich und redlich erfüllen will.“

„Raimund, Graf von Toulouse.“

Amalrich gab sich das Ansehen, als wenn er lächelte, hob mit einer spöttischen Verziehung des Mundes den Handschuh auf, und befahl, daß man ihm sogleich Feder und Dinte hohlen sollte. Man gehorchte, er schrieb einige Zeilen unter die Ausforderung, und schickte den Trompeter mit derselben zurück.

Aimar ergriff begierig das Blatt, um die Unterzeichnung zu lesen.

„Und ich, Amalrich Graf von Montfort, Connetabel von Frankreich,“ — lautete sie — „nehme den Zweykampf an, und bitte den Herrn Cardinal-Legaten, für die Sicherheit des Kampfplatzes zu sorgen. Aber ich verlange, daß meine Braut meinem Kampfe zusieht.“

„Amalrich, Graf von Montfort.“

Der Graf von Forcalquier ging sogleich zum Grafen von Toulouse ab, und aus dessen

Lager eilte er nach Avignon. Der Cardinal-Legat empfing ihn sehr höflich, und war mit den Bedingungen des Zweykampfs völlig zufrieden. Man unterzeichnete den Waffenstillstand, man bestimmte Tag und Ort des Kampfs, man ernennte die Kampfrichter. Der Cardinal-Legat und der Graf von Toulouse sollten jeder nur mit zwanzig Reitern erscheinen. Der Graf von Forcalquier sollte mit seinen Mannen die Sicherheit des Platzes decken. Die Burg Savenne sollte ferner eingeschlossen bleiben. Man gab sich von beiden Seiten feierlich den Handschlag, und der Kampf wurde förmlich ausgerufen.

Eine schöne Ebene drey Stunden von der Burg Savenne wurde zum Kampfplatze zubereitet. Die sanften Anhöhen, von welcher diese Ebene auf drey Seiten umgeben war, konnten eine unermeßliche Menge Zuschauer fassen. Man errichtete die Schranken, und man führte drey Bühnen auf. Die Bühne an dem obern Ende war für den Cardinal und sein Gefolge, die am untern Ende für den Grafen von Toulouse und seine Ritter, und die in der Mitte zwischen beiden für die Kampfrichter, für die Herolde,

und für das zitternde Mädchen bestimmt, das die Veranlassung zum Kampfe gegeben hatte, und das der Preis des Kampfes seyn sollte.

Der wichtige Tag brach an. — Die Städte und die Flecken in der Nachbarschaft rund umher waren ausgestorben. Ihre Bewohner standen gedrängt auf den Anhöhen um den Kampfplatz, den der Graf von Forcalquier mit drey hundert wohlgerüsteten Reitern besetzt hielt.

Zuerst erschien der Cardinal-Legat, kurz nach ihm der Graf von Toulouse. Sie nahmen mit ihrem Gefolge Platz auf ihren Bühnen.

Plötzlich wurde alles still. Zwey Herolde traten einher, neigten ihre Zepter, und jedermann wich ehrerbietig zurück. Ihnen folgte langsam ein reitzendes Mädchen mit bleichen Wangen und mit niedergeschlagnen Augen. Sie stützte sich mit dem linken Arme auf ein andres reitzendes Mädchen, das aus zwey großen strahlenden Augen ihr Muth zuzusprechen schien. Zwey Kampfrichter machten den Beschluß.

Erst nachdem sich die beiden Mädchen auf der mittelsten Bühne zwischen den Kampfrichtern niedergelassen hatten, erhob sich ein leises Gemurmel, das sich nach und nach, wie in zarten Wellen, bis an die äußersten Grenzen der Anhöhen verbreitete.

Jetzt trat ein Herold mitten in den Kampfplatz, und erhob sein Zepter. Das Gemurmel verwandelte sich sogleich in ein tiefes Schweigen.

Der Herold las mit lauter Stimme die Bedingungen ab, auf welche der Zweykampf gebothen und angenommen war; und fragte dann laut, ob beide Partheyen die Bedingungen genehm hielten.

Der Graf von Toulouse stand sogleich von seinem Sitze auf, hob die rechte Hand hoch in die Höhe, und schwor, daß er die Bedingungen halten wollte. — Der Cardinal-Legat stand nun gleichfalls auf, und that mit erhobener Rechte eben diesen Schwur.

Der Herold verboth dann nach Kampfrecht, daß keiner den Kämpfenden zuschreyen

oder sie im Kampfe stören, oder die Schranken verletzen sollte, alles bey Verlust der Hand.

„Oeffnet die Schranken!“ — rufte er endlich, und die Schranken wurden augenblicklich geöffnet.

Der Herold trat langsam ab, und an beiden Enden der Kampfbahn erschienen die Kämpfer, und grüßten mit ihren Lanzen. Ihre Rüstungen glänzten, wie ein Spiegel. Ihre Rosse schnaubten, und stampften auf den Boden; von den goldnen Gebissen lief der weiße Schaum herab. — Adelheid konnte nur aus einem Winkel des Auges nach dem Kämpfer mit dem rosenfarbnen Bande sehn: Therese betrachtete ihn mit vollen Augen, und drückte Ein Mahl über das andre Adelheidens Hand.

Jetzt erhob sich der Kampfrichter, der rechts neben Adelheiden saß, und schlug dreymahl in die Hände. Die schreckliche Trompete erschallte — die Rosse der Kämpfer schossen davon — der Raum zwischen ihnen ver-

schwand — man hörte krachen — beide Lanzen waren zersprungen, die Rosse lagen auf den Vorderfüßen, die Ritter saßen wie Felsen, und zogen die Schwerter.

Amalrich spornte sein Roß, er erhob sich. Aimars Roß stand auf, um sogleich wieder niederzusinken.

Diesen Augenblick wollte Amalrich schändlicher Weise benutzen. Er ließ sein Roß bäumen, damit es den Ritter im Niederfallen erdrückte, und zu gleicher Zeit schwebte sein Schwert in der Luft. Adelheid verbarg ihr Gesicht in Theresens Nacken. Aus jedem Munde rund umher entfloh ein unwilliges Ah.

Das Schwert des Connetabels fiel mit voller Kraft nieder, und zerschmetterte Aimars Helm. Aber in eben dem Augenblicke lag der Connetabel unter seinem Rosse, und Aimar zog sein Schwert aus des Rosses Brust hervor.

Der Connetabel und sein Roß wälzten sich. Aimar stand ruhig, und wartete, bis er sich losgemacht hätte. Aus jedem Munde

rund umher entfloh jetzt ein freundliches Ah. Und von diesem Augenblicke an wünschte jeder Zuschauer dem Ritter den Sieg.

Amalrich stand wieder aufrecht, und der Kampf zu Fuß hub sich an. Der Connetabel focht mit unverletzter Rüstung; Aimar focht ohne Helm, und mußte sein Haupt mit dem Schilde zu decken suchen. Der Kampf war ungleich.

Plötzlich spaltete sich der Schild des Connetabels, und aus seinem linken Arme floß Blut. Plötzlich faßte der Connetabel mit beiden Händen sein Schwert, und Aimars Schild lag in zwey Stücken zu Boden.

Von nun an wüthete Schwert gegen Schwert, und Blitz gegen Blitz. Strahl folgte auf Strahl, und Flamme auf Flamme. Aber nachdem es hundertmahl geklirrt hatte, fing der Connetabel an, laut zu brüllen. Denn er hatte nur noch einen Stumpf seines Schwertes in der Faust.

Aimar verdoppelte nunmehr seine Streiche. Amalrichs Rüstung öffnete sich bald allent-

halben, und aus jeder Oeffnung floß Blut. — Amalrichs Kräfte sanken, aber seine Wuth stieg. Er that einen fürchterlichen Blick nach der Bühne der Kampfrichter, zog sich fechtend bis in die Gegend derselben zurück, that noch einen Blick, und schleuderte plötzlich mit der letzten Kraft, die ihm übrig war, den Stumpf seines Schwertes nach Adelheids Busen. Aber Therese hatte seine Blicke bewacht, beugte sich schnell vor ihre Freundinn, fing das Schwert mit ihrem Busen auf, und sank zu Boden.

Während die Zuschauer vor Entsetzen starrten, stieß der Ritter dem Ungeheuer das Schwert ins Herz, und das Ungeheuer hörte auf zu athmen.

Therese lag zu Adelheids Füßen. Ihre Augen waren geschlossen. Auf ihrem Gesichte schwebte noch ein freundliches Lächeln. Sie lag auf dem rechten Arme. Das Blut strömte über ihrem Busen herüber.

Keine Trompete verkündigte den Sieg, kein Laut des Beyfalls erschallte, keine Men-

schenbrust hohlte Athem, alle Augen starrten nach der Bühne.

„Nur der linke Arm verwundet!“ — rufte plötzlich einer der Wundärzte in den Kampfplatz herab.

„Keine Gefahr! keine Gefahr!“ — rufte nach einiger Zeit der andre.

Jetzt donnerten die Pauken, und die Trompeten schmetterten, und der Boden bebte vom Jauchzen des Thals und der Berge.

Therese schlug die Augen auf, und suchte ihre Freundinn. Die Freude beraubte Adelheiden des Bewußtseyns.

Noch viermahl wiederhohlten die Pauken, und die Trompeten, und das Thal und die Berge ihren Jubel. Denn viermahl hinter einander erschien ein Herold auf dem Kampfplatze. Nach einer Viertelstunde war Therese zur Dame von vier Herrschaften ausgerufen. Der siegende Ritter, der alte Bernhard, die Grafen von Forcalquier, und von Toulouse wetteiferten mit einander die Heldinn des Tags zu krönen.

Der Ritter von Andosse ließ sich vor seinem Vater auf ein Knie, sprach etwas zu ihm, und küßte ihm die Hand. Der alte Bernhard umarmte ihn freudig, und legte beide Hände auf sein Haupt.

Der Krieg war aus. Der Cardinal-Legat und seine Begleiter zogen stillschweigend davon.

Am Abende des Tages wurde die Burg Savenne aufgefordert. Der Baron verlangte Bedenkzeit bis morgen, und stürzte sich in der Nacht vom Felsen herab. Die Burg ergab sich, und der Graf von Comminges stürzte sich in die Arme des Helden von Castellane. Die Burg ward zerstört, die Herrschaft ward eingezogen.

Bruder Placidus, der Einsiedler, wurde bald darauf zu einer dreyfachen Einsegnung geladen. Adelheid und Aimar, Therese und Wilhelm von Andosse, Apollonie und der Graf von Forcalquier wurden zu Castellane an Einem Tage glücklich.

Castellane, Andosse und Forcalquier wurden von nun an Sitze des häuslichen Glücks,

und Wallfahrtsörter für die Freunde der Freude, der Liebe, und der Geselligkeit.

Silvester hatte seine Rüstung abgelegt, hatte in der Nähe von Castellane mit Mutter Marthen eine artige kleine Herrschaft bezogen, und hörte nie auf, Gräber zu machen, aus denen etwas Lebendiges hervorkam.

Altenburg,

gedruckt in der Hofbuchdruckerey.

Goe 3106

ULB Halle
005 898 684
3

vDn8

Adelheid und Aimar

von

Anton Wall.

Zweyter Theil.

Altenburg,
bey Karl Heinrich Richter.
1800.